

Polem.

601



Folem. 601 ^o

Conrad

ANSTREICHG.

Xerokopieren aus konservato-
rischen Gründen nicht erlaubt
Nur im Lesesaal benutzbar

<36606567680010



<36606567680010

Bayer. Staatsbibliothek

Die
clericale Schilderhebung.

Aus italienisch-deutschen Gesichtspunkten betrachtet

von

M. G. Conrad.

Mit einem bisher ungedruckten Document
des Jesuitenpaters C. M. Curci.

Breslau.

Verlag von S. Schottlaender.

1878.



~~~~~  
*Alle Rechte vorbehalten.*  
~~~~~


W a r u m ?

Vivos voco.

Die Zeitverstand besitzen und Gefühl für geschichtliche Entwicklung, wissen die Antwort. Ihnen gegenüber bedarf diese Schrift keiner Rechtfertigung.

Aber klein ist die Zahl dieser Verständigen und Fühlenden, verschwindend klein. Viele zwar hätten Verstand für die Zeit und ihre Zeichen und er könnte wirksam werden für die gesicherte Höherbildung der Gesellschaft, wenn ihnen nicht ein anderes fehlte: das warme Herz für die Sache der Menschheit, der zielbegeisterte Wille, der energische Charakter, die rechtschaffene Zucht.

Andere erfreuen sich zwar einer von Vorurtheilen freien Denkart, eines ungebrochenen Blicks, einer sympathischen Neigung für ideale

Menschheitsinteressen, aber der Zwang ihrer Stellung, die Rücksichten des Erwerbs, die Noth des Tages legen ihre besten Kräfte lahm. Ihnen unsere Nachsicht, unser Mitleid — unsere Verachtung jedoch denen, die, obzwar durch Begabung, Schulung und Stellung zu freier Männlichkeit bestimmt, in der elenden Lebenspraxis des banausischen Materialismus sich gefallen, mehr als aufgeklärte Thiere, denn als edle, zurechnungsfähige Menschen sich geberdend. Viel schnödes Volk wohnt unter uns, das schon in dem alten Bibelspruch seinen Steckbrief empfangen hat: Sie assen und tranken, sie freiten und liessen sich freien, sie achteten's nicht, bis die Sündfluth kam und nahm sie alle dahin — und viel hoffärtiges Lumpenpack, das in vornehmer Verlotterung jöhlt: *Après nous le déluge!*

Doch das war von Anfang da und wird immer da sein, denn es hat seinen festen Satz im Haushalt der Natur, die sich nun einmal nur durch Gegensätze auf den Beinen zu erhalten weiss. Sentimental darüber zu jammern oder pessimistisch zu grübeln ist unnütz. Besser ist es, den Kopf hoch zu tragen und dreinzuschlagen, wenn Noth an Mann geht, dass die Funken stieben, damit wir uns möglichst freie Bewegung und dem Cultus

des Idealen ein wohlgehütetes Feld sichern. Den Kampf, den uns das Leben aufdringt, müssen wir muthvoll aufnehmen und um Frieden zu haben, dürfen wir dem Streit nicht ausweichen.

„Wir sind kein Volk von feigen Epigonen!“

Die Sorglosen aufzurütteln, die Lauen anzufeuern, die Zahl der wahrhaft freien, thatenlustigen, lebensfrohen Menschen mehren zu helfen, ist eine hohe Mission, ein heiliges Apostelamt.

In diesem Sinne möchten vorliegende Blätter ihre Schuldigkeit thun, nichts als ihre Schuldigkeit. Das Bewusstsein der Mannespflicht schlägt jeden kleinlichen Zweifel, jede falsche Bescheidenheit und Zaghaftigkeit danieder. Auch auf der geringsten Kraft ruhet ein Segen, wenn sie in ehrlicher Fühlung mit den Grössten und Besten zum gemeinsamen Kampf sich rüstet wider die alten, nimmerrastenden Widersacher.

Sollte es aber diesen Blättern beschieden sein, wirkungslos im Wirbelwind der confusen Tagesmeinungen zu zerflattern — wohlan, so werden andere um so bessere Wirkung thun. Hoffnung lässt nicht zu Schanden werden.

Die krämerhaft calculirende Frage: wird der Erfolg die Mühe lohnen und mit wieviel Procent-

chen? darf uns nie in der Arbeit stören. Wir sind keine Lohnknechte. Die phantastischen Träume der Erfolgsjäger erhitzen, die brennenden Sorgen der Börsenjobber quälen uns nicht. Nicht der gemeine Nutzen, sondern die Gemeinnützigkeit ist's, was wir erstreben.

An die Gemeinnützigkeit unserer Anstrengungen aber glauben wir unerschütterlich. Darum sparen wir unser Herzblut für den heiligen Kampf und lassen es uns nicht von dem Vampyr der Skepsis Tropfen um Tropfen aus der Brust saugen.

Die kühle culturhistorische Erwägung, dass am Ende jegliches Ideal sich auf einen Irrthum, auf eine mehr oder minder glückliche Ausgeburt der menschlichen Phantasie reduciren möchte, diese Erwägung dämpft unsere Begeisterung keineswegs. Am Ende? Es sei. Aber am Ende sind wir eben noch lange nicht.

Rastlos fort ohn' Unterlass
Strebt die Länge; fort in's Weite
Endlos giesset sich die Breite;
Grundlos senkt die Tiefe sich

Der Entwicklungsgang unseres Geschlechts zu bewusster Humanität hat sich kaum aus dem Gröbsten herausgearbeitet. Ein endloser Weg durch

ungeheure Weiten erschliesst sich dem ausschauenden Auge. Wer weiss denn, was noch werden mag? Die Frage: wozu? — bleibt eine offene. Es existirt die **Kraft**, die den Strom der **Entwicklung** vorwärts treibt.¹⁾

¹⁾ „Auch darin besteht ein Gewinn der neuen geologischen Erkenntnisse, dass beständig ein gewisser Fortschritt geherrscht hat, dass auf das Einfache das Zusammengesetzte, auf das Weniggegliederte das Vielgegliederte, und — wenn man mit Vorsicht die Ausdrücke erwägt — auf das sog. Niedere das sog. Höhere gefolgt ist. Wenn uns nun die Geschöpfe unseres Geschlechtes wegen ihres entwicklungsfähigen Denkvermögens als die höchsten erscheinen, so müssen wir uns doch zugleich eingestehen, dass sie es nur in der Gegenwart sind, dass bei der unberechenbaren Dauer unseres Planeten im Verlauf der morphologischen Moden*) noch Höheres, noch Bessergegliedertes als das jetzige Menschengeschlecht aufzutreten vermag — eine Behauptung, die der grosse Physiker Tyndall auf der letzten Naturforscherversammlung in Norwich aussprechen durfte, ohne dass ein Widerspruch laut geworden wäre.“ Abhandlungen zur Erd- und Völkerkunde von Oskar Peschel. Herausgegeben von T. Löwenberg. Leipzig 1877. S. 401.

*) Im Vorausgehenden findet sich dieses eigenthümliche Bild in folgendem Zusammenhang: „Das Menschengeschlecht erscheint in diesem Sinne nichts weiter, als eine der vielen Trachten des Thierreiches, die nach einer gewissen Dauer veralten und dann entweder verdrängt werden oder sich zu einer höheren Form umwandeln müssen.“ A. a. O. 401.

Noch ist voller Hochmittag. Sollen wir melancholisch den Kopf hängen und die Hände in den Schooss sinken lassen, weil uns der Abend der Nichtigkeit all' unserer Bestrebungen überführen könnte?

Das wäre im Grunde denn doch ein recht armseliges Wissen, dessen Erwerb wir mit der Gluth unseres Herzens, mit der Einbusse unserer frohen Arbeitskraft und mit dem Rückzug unserer besten Neigungen in ein enges Ausdingstübchen im pessimistischen Invalidenhaus bezahlen müssten!

Was wäre das für eine Weltweisheit, die uns der solidesten Waffen im Kampfe um's Da- und Wohlsein entblösste, unser Gemüth verfinsterte, unsere werkthätige Theilnahme an den Geschicken der Menschheit hemmte, den ethischen Nihilismus, die geile Philistrosität, das *laissez fair et laissez aller* in Gesellschaft, Kunst und Politik zur Dominante erhöbe, Summa Summarum: uns altklug, frivol und feig machte?

Wahrhaftig, die Reactionsparteien aller Farben könnten sich keine ausgiebigere Beihilfe zur Realisirung rückläufiger Tendenzen wünschen. Wir haben den Himmel preisgegeben und nichts dabei verloren, denn sein imaginärer Besitz ist keinen

Pfennig werth; was die Hexenmeisterin Phantasie an Werken der Kunst und Poesie aus ihm herausgeschlagen konnte, hat sie längst herausgeschlagen und für die Zukunft sichergestellt. Der griechische Olymp ist dem Satyrspiel Offenbach's verfallen — der christliche Olymp wird dereinst kein besseres Schicksal haben.

Vollbesitz aber ist uns die Erde. Sie genügt uns auch ohne den jenseitigen Anhang, den himmlischen Nachtisch. Einzige Heimath ist sie uns, einziger Grundplan, auf dem wir den Tempel der Humanität errichten und das vernünftig gefasste, nicht von socialistischen Phantasien verzerrte Programm einer menschenwürdigen Existenz in unablässiger Arbeit an und um uns verwirklichen helfen können. Der Mensch ist Selbstzweck.

Wie aber, wenn wir, statt uns an die Erdnatur anzuschmiegen, wie das Kind an die reiche Mutterbrust, mit den stereotypen Jeremiaden von der Nichtigkeit des Alls, mit den afterwissenschaftlichen Declamationen von dem fatalen eisernen Geschichtsgesetz, das selbst die grossmüthigsten, die hochgemuthesten, die edelsinnigsten Anstrengungen unseres Willens unbarmherzig breche, uns den Boden unter den eigenen Füßen wegziehen

lassen?²⁾ Haben denn die freien und wissenden Männer die Kraft ihres Wollens und Vermögens zur Gewinnung edlerer Daseinsformen in einer grossen Collectivarbeit bereits erprobt und die Fruchtlosigkeit einer rettenden Gesamttthat schon praktisch erfahren? Man braucht die Selbstüberschätzung des Optimismus, wie sie z. B. in der vulgären Freimaurerei noch so groteske Blasen treibt, keineswegs zu theilen; man kann das tiefste Empfinden für unsere persönliche Nichtigkeit haben, das tiefsinnigste Ahnen von der Schuld des Weltdaseins, die in einzelne Menschenleben und ganze Gesellschaftsklassen als unverschuldetes Unglück, als blind quälendes Schicksal fällt, — und doch die Behauptung wagen, dass die pessimistisch-nihilistisch-idealistischen Modetheoreme wie

²⁾ Eine Mahnung Schiller's, die er seinem Marquis Posa in den Mund gelegt, dürfte heute nachdrücklicher denn je unserer immer greisenhafter und blasirter werdenden Jugend in's Gedächtniss gerufen werden. Ich meine die Verse

Sagen Sie

Ihm, dass er für die Träume seiner Jugend
Soll Achtung tragen, wenn er Mann sein wird,
..... dass er nicht
Soll irre werden, wenn des Staubes Weisheit
Begeisterung, die Himmelstochter, lästert.

ein schleichendes Gift den Volkskörper zersetzen und schwere sociale Katastrophen heraufbeschwören werden.

Unsere pessimistischen Socialphilosophaster und nihilistischen Poetaster führen unsere Gesellschaft auf ebenso fatale Uebelwege, als es je die Pfaffen in ihren günstigen Zeiten gethan. Und wiederum, jemehr die nihilistische Propaganda die Wasser des Volksbewusstseins trübt, um so leichteres Spiel haben die Pfaffen, im Trüben mit Erfolg zu fischen. Das verzweifelnd und entmuthigend sich geberdende Wissen schlägt bei den bornirten Köpfen und noch bornirteren Herzen der Majorität allemal in das dümmste Glauben um.

Es ist hohe Zeit, aus diesem Wirrsal herauszukommen. Wir müssen wieder ein frisches, fröhliches Herz gewinnen, das, die im Leben wurzelnden sittlichen Gewalten respectirend, sein Alles freudig an den Kampf setzt um die idealen Güter der Menschheit. Damit finden wir eine sichere, würdige Richtung für unsere gesammte Lebenspraxis und in ihr jene sittliche, reinhumane Kraft, in der allein alle Menschenerlösung beschlossen liegt. Menschenerlösung? Jawohl, soweit sie durch strengen Wandel innerhalb der Schranken einer durch-

aus naturalistisch begründeten, lauterer Ethik und durch das harmonische Zusammenwirken aller civilisirten menschlichen Lebewesen im Sinne eines ertumspannenden Bruderbundes überhaupt möglich ist.

Predigen wir zu diesem Ende etwa eine Umkehr der Wissenschaft? Mit nichten. Wir fordern von ihr die energischste Arbeit, die rücksichtsloseste Forschung. Wenn sie aber von einem gewonnenen Punkte aus Halt machen und sich in Orakeleien und Dogmen ergehen will, und der Vorwitz mikroskopischer Specialfuchser sich versucht in der Sprache unfehlbarer Offenbarung, dann protestiren wir auf's entschiedenste gegen solches Gebahren. Die Pfaffen auf dem Katheder sind so gefährlich wie die Pfaffen auf der Kanzel. Statt Diener zu sein der Wahrheit, spielen sie sich als die Herren der Wahrheit auf und begehen damit ein Majestätsverbrechen an der menschlichen Vernunft. Wir verlangen volle Freiheit der Ideenconcurrentz.

Erste Pflicht des Liberalismus ist: absolute Wahrhaftigkeit in jeder Beziehung. Heuchelei und Lüge müssen ferne von ihm sein. Unser heutiger Liberalismus, soweit er als geschlossene Partei in der Naturgeschichte des Staatslebens eine Rolle spielt, besitzt die erforderliche Reinheit nicht. Er

ist scheinlich, aber nicht reinlich Er thut, als ob er, er etwas Rechtes thäte, lässt aber fünf gerade sein. Er thut, als ob er sich nach einem weit angelegten, von höchster Staatsweisheit inspirirten Plane in seinen Unternehmungen richte, ist aber in der That planlos und in Werken consequenten Fortschritts ohne Initiative. Ohne eigene starke Gedanken, ohne Kraft und Selbstvertrauen lebt er mit seinen kleinen Mittelchen von der Hand in den Mund und will er sich ja einmal ein rechtes Ansehen geben, dann hängt er sich an die Rockschösse berühmter Männer und betreibt, selbst wo es seinen eigensten vitalsten Interessen wider die Schnur geht, einen kindischen Personenkultus Möge eine baldige Zukunft eine radicale Reinigung dieser Partei angedeihen lassen, auf welcher so grosse Hoffnungen der Nation ruhen — diesseits wie jenseits der Alpen.

* * *

Verwegener denn je erhebt heute die clericale Reaction ihr gespenstisches Haupt. Dieser Partei fällt alles zu, was seinen Process vor dem Forum der Wissenschaft, der Freiheit und der culturzeugenden Arbeit verloren hat. Ihrer Trommel

läuft alles Volk nach, das sich durch die kirchliche Rohheit, Kasten-Egoismus, Geistesträgheit, Herzensverhärtung und pfiﬃge Dummheit auszeichnet. Unter ihrem Banner sammeln sich die Missionäre des Syllabus und die Spitzen des protestantischen Muckerthums, die Ritter vom getauften wie ungetauften Raubcapital und die Trossbuben der gottesgnadenthümlichen Legitimität, die Hoflieferanten aller kirchlichen Würdenträger von der Pfarrersköchin bis hinauf zum Kammerdiener des Papstes, allerlei Adel und allerlei Weiber, die Landsknechte der käuflichen Presse und die stipendienhungrige fahrende Schuljugend, gemüthliche Missionäre ohne Kopf und exacte Forscher ohne Gemüth, Betrüger und Betrogene Was hält diesen bunten Menschenknäuel zusammen? Eine grosse Idee, ein grosses Gefühl, eine übermächtige Ahnung? Nein, ein gemeines Privatinteresse, das oft wieder in vielfacher Weise mit Kasteninteressen und bedrohten Standesprivilegien sich verkoppelt, in allen Farben schillert und in allen möglichen Stärkegraden auftritt. Oft belügen sich all' diese zusammengelaufenen Interessenten selbst und der eine hält sich nur deshalb zum andern, dass er ihm die Kastanien aus dem Feuer hole. Der clericalen

Fahne ziehen sie deshalb mit Vorliebe nach, weil, abgesehen von den grösseren Chancen des Gewinns, den nach ihrer Meinung gerade diese Partei heute für sie bietet, weil, meine ich, auch der windigste Cumpan und schäbigste Profitjäger seinem eklen Treiben aus noch nicht ganz erstickter Schamhaftigkeit gern ein religiöses Mäntelchen umhängt. Um der Religion willen! Zur Ehre der heiligen Kirche! — Man bedenke doch, wie das klingt und wie sich dabei der elendeste Knirps in die Brust werfen und als Held oder Märtyrer fühlen kann! Dieser Corpsgeist wirkt Wunder.

Ferner ist zu beachten, dass eine Partei, wie die Clerocratie, die in den jüngsten Decennien so ungeheure Einbussen an Macht, Ansehen, Geld und Geldeswerth erlitten hat und sich um die letzten Reste ihrer Herrschaft und ihres Einflusses wehren muss, jede Waffe für gut genug hält, um zu ihren Gunsten geführt zu werden. In ihren Reihen kann darum allerlei Volk untergebracht und ausgerüstet werden. Ganz anders bei einer Partei, deren innerste Natur und Berufung nur die Führung cavaliermässiger Waffen bei Angriff wie Abwehr zulässt. Numerisch wird die clericale Partei den Gegnern deshalb stets überlegen sein; denn sie kann Krüppel,

alte Weiber und unmündige Kinder, ja selbst die Todten, die brennenden Seelen des Fegfeuers und die abenteuerlichsten Figuren der christlichen Mythe und Legende kampffähig machen Welch' eine abenteuerliche Coalition, lächerlich und entsetzlich zugleich!

Es ist mehr als ein vages, vom Parteigeist erfundenes Schlagwort, wenn man diese weltumfassende Partei „schwarze Internationale“ genannt hat. Das leidenschaftsloseste Nachdenken vermöchte keine zutreffendere Bezeichnung zu ersinnen. Es gibt kein Volk auf Erden, keine Institution im Staate, keine Tradition in der Gesellschaft, kurz und gut nichts, was nicht von dem durchdringenden, nimmermüden Spürsinn der clericalen Actionspartei zweckmässig in 'Dienst genommen würde. Bei ihrer wunderbaren Organisation, der gegenüber die Verfassung der rothen und blauen Internationale — der Socialisten und Freimaurer, ganz besonders aber der letzteren — als mühselige Stümperei erscheint, ist ihr die rücksichtsloseste Ausnützung aller Kräfte, die rationellste Ausbeutung aller Gelegenheiten leichtes Spiel.

Im alten Europa scheinen besonders drei Länder auserlesen, von den Agitationen der schwarzen

Internationale aufs Korn genommen zu werden: Italien, Frankreich und Deutschland. Sehr erklärlich. Als Hort des europäischen Fortschritts, als Culturträger ersten Rangs, den idealen Bethätigungen des Menschheitsgeistes am intimsten zugethan, haben gerade diese drei Länder die Pläne der Clerocratie am empfindlichsten durchkreuzt, dem Herrschaftswahnsinn der Reactionäre die tiefsten Wunden geschlagen. Dafür muss Revanche im grossen Massstab genommen werden!

Der Moment scheint für diese fromme Unternehmung sich ziemlich günstig anzulassen. Alle drei Länder laboriren unter den Nachwirkungen welthistorischer Katastrophen, die sie im innersten Lebensnerv erschütterten, alle drei Länder tasten noch unsicher nach der geeignetsten Form, um die Ergebnisse gewaltiger Ereignisse, die Resultate unerhörter Anstrengungen für die Zukunft zu bergen. Stückwerk und Probearbeit noch überall, und ein fieberhaftes Parteitreiben trübt oft selbst dem Nationalbestgesinnten den scharfen Blick. Ruhe nach Aussen zur Bewältigung der schwierigen Arbeiten und Probleme im Innern erscheint als erstes Bedürfniss, Concentrirung der Kräfte auf das Zunächstliegende als das oberste Gebot.

Da kracht das wilde Wetter im Orient los. Wer weiss, wie dieser Sturm enden wird? Was wird stehen bleiben, was fallen, und welche neue Verwicklungen wird das eine wie das andere aus seinem Schoosse erzeugen? Eine Frage an das Schicksal

Während Jeder im eignen Hause der Arbeiten und Sorgen genug hat und nicht weiss, was ihm der nächste Tag bringen wird; siehe, da kommt ihm der unheilschwangere Orientkrieg auf den Nacken, und die reactionäre Gaunerei umschleicht sein Haus und grinst: Nachbar, nun kann der Tanz losgehn!

In der That: nicht mit versteckten Vorbereitungen, nicht mehr mit geheimen Verschwörungen, sondern mit offener Herausforderung, mit brutaler Kriegserklärung sucht sich die Reaction ihrem Ziele zu nähern. Am denkwürdigen 16. Mai im Jahre des Unheils 1877 probirte sie in Frankreich den ersten aggressiven Vorstoss.

Was will sie? Sie will jene gebenedeiten Zustände wiederherstellen, wo die Völker geknebelt am Boden lagen und die kirchlichen Gewaltmenschen mit den politischen Despoten — eine angebliche „göttliche Ordnung“ repräsentirend — sich in die

Wollust absoluten Herrscherthums theilten nach dem bekannten Motiv: *car tel est notre plaisir!*

Sollte das Anathema positiv wirksam werden, das der jubilirte Statthalter Christi auf Fortschritt und Freiheit geschleudert? Das Anathem, der Kirchenbann, der Pfaffenfluch? Wenn wir nur das Sprichwort und die Anekdote zu consultiren hätten, wäre die Antwort tröstlich genug. Anders aber antwortet uns die Sociologie und die Völkergeschichte.

Um dies schwermüthige Capitel mit einem heitern Ausblick zu schliessen, lass uns, lieber Leser, das Sprichwort und die Anekdote consultiren. Da vernehmen wir folgende Aussprüche, die als „Weisheit auf der Gasse“ oder als „Wahrworte“ *coursiren*:

Vom Kirchbann stirbt kein Mann. —

Vom Excommuniciren wird man nicht verbrennen noch erfrieren. —

Vom Pfaffenfluch stirbt man nicht, sagte die alte Ratte, als man sie in den Bann gethan hatte. —

Und hierzu die Anekdote. Es ist nämlich durchaus kein blosses Spottwort, dass man eine alte Ratte

mit Kirchenbann und Pfaffenfluch in Verbindung bringt. Die Kirche (in der orthodoxen Symbolsprache die „Braut Christi“!) hat in der That im Zeitalter edel bornirter Gläubigkeit gegen das liebe Vieh gewüthet und wiederholentlich Heuschrecken, Maikäfer und dergleichen nicht allzu vernünftige Kostgänger der Natur mit dem bekannten Fluche belegt. Auch gegen Mäuse und Ratten ist die „Braut Christi“ tapfer zu Felde gezogen. Welch' ein heroisches Bild! So erzählt der französische Geschichtsschreiber De Thou, dass die Kirche in der Diöcese Autun von 1522—1530 einen Process wegen Excommunication von Ratten geführt, die sich dort so vermehrt hatten, dass sie sämtliche Wiesen mit Vernichtung bedrohten. Ein Priester klagte die Ratten an, das Gericht lud sie vor, die hartnäckigen Bestien erschienen natürlich nicht. Es wurde den Ratten ein Advocat gegeben, der den Process in die Länge zog, damit die Ratten Frist gewannen, die Wiesen gar zu vernichten. Nun feierliche Excommunication. Die half aber leider nicht, und ausser dem Verlust ihrer Wiesen hatten die frommen Bauern dem Advocaten und der Kirche noch obendrein die Processkosten zu zahlen.

Vom Pfaffenfluch stirbt man nicht, sagte die alte Ratte⁴⁾ Aber gibt es nicht Völker, auf welche der Pfaffenfluch wie Rattengift wirkt? Das ist die Frage.

⁴⁾ Ich empfehle bei dieser Gelegenheit ein gar fein, lehrreich Büchlein: Wie das Volk über die Pfaffen spricht. Mit Anmerkungen herausgegeben von E. Leistner. Lahr 1877.

Die geistliche Höllen-Maschine.

Verflucht sei, wer da sagt:

*Romanus Pontifex potest ac
debet cum progressu, cum libera-
lismo et cum recenti civilitate sese
reconciliare et componere.*

Syllabus errorum LXXX.

Das ist des unfehlbaren Papstes letzter Spruch aus dem Schatze seiner fluchwüthigen Nonpossumus-Weisheit: die Erklärung ewigen Krieges gegen Alles, was Fortschritt, Liberalismus und Civilisation heisst!

Eigenthümlich! So viele führen das Wort Syllabus im Munde, ereifern sich dagegen, donnern und wettern in's Blaue hinein und die wenigsten — von den Liberalen oder Liberalseinwollenden nämlich — haben ihn gelesen oder besitzen das merkwürdige Beweisstück pfäffischer Verrücktheit in ihrer Büchersammlung. Auch der

unterrichteter Theil des Volkes weiss wenig, allzuwenig davon. Syllabus ist hüben und drüben ein Schlagwort geworden, bei dem man sich alles Mögliche denkt, nur nichts Präcises. Und das ist nicht gut. Der Syllabus gehört zu jenen Erscheinungen, über welche sich und andern der denkfähige und nicht geschäftslos dahinlebende Mensch muss bestimmte Rechenschaft geben können. Der Syllabus gehört zu den furchtbarsten Waffen, die man kennen, auf deren Gebrauch man eingeübt sein muss, damit man, sei's zum Angriff, sei's zur Nothwehr, geschickt damit umzugehen vermag. Er ist die veritable geistliche Höllen-Maschine.

Zu Nutz und Frommen der Jungen, die es noch nicht wissen, und der Alten, die es schon wieder vergessen haben sollten, sei deshalb an dieser Stelle eine gewiss nicht unzeitgemässe Belehrung eingeschoben.

Syllabus bedeutet Verzeichniss, Register, Résumé. Er ist in der That nichts anderes als eine Zusammenstellung der Verdammungssprüche, welche der Papst in seinen verschiedenen Rundschreiben (Encykliken), apostolischen Briefen, Allocutionen u. s. w. zerstreut niedergelegt hat.

Er enthält also nichts, was der Herr Pio Nono

nicht schon bereits früher zum Besten gegeben hätte. Also, könnte man einwenden, hat die alte Heiligkeit mit dieser Publikation nur einem literarischen Spekulationstrieb nachgegeben, wie etwa deutsche Publicisten (Namen wird sich Jeder leicht ergänzen können) auch thun, wenn sie ihre abgenützten und abgetragenen Feuilletons sammeln und in Buchform wiederholt zu Markte bringen, auf's neue Käufer werbend? Hat doch der Herr Pio Nono in diesem Syllabus noch einer andern beliebten Literaten-Manier gehuldigt, nämlich der, bei dem dritten Wort sich höchstselbst zu citiren, und auf seine früheren Verlautbarungen als auf autoritative Quellen mit Eifer zurückzuweisen! Pio Nono hat zwar in seiner Jugend nur eine mangelhafte Schulbildung genossen und das deutsche Wort „Was Hänschen nicht gelernt, lernt Hans nimmermehr“ wird auch auf den italienischen Hans Mastai anwendbar sein — aber diese Literatenkniffe hat er sich doch mit bewundernswerthem Geschick angeeignet!

Lass die frivolen Einwürfe, mein Leser! Die ernste Sache heischt ernste Betrachtung.

In der vorausgehenden Encyklika, gleichsam dem Vorworte des Syllabus äussert sich der Papst

in unzweideutiger Weise über die Absicht, die seiner Publikation zu Grunde gelegen. Er wollte, sagt er, den Gläubigen ein vollständiges und bequemes Bild von' alle dem in die Hände geben, was die heilige Kirche durch seinen Mund gelehrt hat. Ein Handbüchlein also — oder mittelalterlicher ausgedrückt nach Analogie der diversen Kloster-, Pfaffen- u. a. Spiegel — ein Handspiegel, in welchem seine höchstpersönlichen, seither zerstreuten Lehren in verstärktem, concentrirtem Lichte erscheinen sollten zur Augenweide der Gläubigen und zu ihrer Herzensstärkung.

Und den Ungläubigen gegenüber? Da soll sich freilich der Syllabus in einen Brennspiegel wandeln, der alle dem Schifflein Petri feindlichen Fahrzeuge des Unglaubens in Brand steckt und erbarmungslos vernichtet. —

Encyklika und Syllabus erschienen am 8. December 1864, genau zehn Jahre nach der Proclamation der unbefleckten Empfängniss. Denn am 8. December 1854 war's, dass zum erstenmal ein Papst aus eigener Machtvollkommenheit ein nagelneues Dogma der Welt verkündigte. So hirnerbrannt auf der einen Seite sich auch dieser Glaubensartikel ausnehmen mag, so gereicht es

doch auf der andern Seite zu angenehmer Abwechslung, aus dem Munde des Papstthums, das schon so unermesslichen Schmutz auf die menschliche Gesellschaft gehäuft hat, einmal etwas Reines, Unbeflecktes verkündigen zu hören — und bedarf es auch nur der Unbeflecktheit eines Judenweibes, einer Angehörigen jenes Volkes also, das, wie die wiederholt eingeschräften Waschungsgesetze beweisen, im Alterthum gerade nicht durch seine Reinlichkeit renommirt war und das nach den biblischen Berichten der *chronique scandaleuse* des auserwählten Volkes, zu schliessen, besonders auf die Unbeflecktheit des Ehebettes keine zu grossen Stücke hielt. Dem sei nun, wie ihm wolle, Pio Nono wusste das besser und proclamirte flottweg die vielbelobte unbefleckte Empfängniss, den galantesten Glaubensartikel im ganzen christkatholischen Katechismus.

Nach dieser höchstpersönlichen Mehrung des Glaubensschatzes bezeichnet die Publikation des Syllabus einen neuen Schritt zu einer höchsten Omnipotenz, welche das vatikanische Concil am 18. Juli 1870 durch Verkündigung der päpstlichen Unfehlbarkeit zunächst theoretisch realisirte.

Das erste praktische Resultat, das diese Ver-

kündigung bewirkte, war, dass der Syllabus eine neue und ungeheure Wichtigkeit für das gesammte Geistesleben der katholischen Völker erlangte.

Bis zum 18. Juli 1870 war es einem Katholiken gewissermassen freigestellt zu glauben, dass sich der Syllabuspapst denn doch in dem einen oder dem andern Stück geirrt haben könne; von diesem Tage an jedoch enthielt der Syllabus, gedeckt durch die päpstliche Infallibilität, nur noch die absoluteste, lauterste, vollkommenste Wahrheit für jeden Katholiken, Wahrheit im Ganzen, Wahrheit im Einzelnen.

Für ein ernsthaftes Kirchenmitglied — und der Papst erkennt als solches jeden, der ein Tröpflein Taufwasser erhalten hat, wie sein Brief an den Kaiser Wilhelm bezeugt — gibt es hinfort keine Ausflucht mehr; jedes Kirchenmitglied ist in seinem Gewissen verbunden, nicht allein kein einziges Artikelchen zu verwerfen, sondern auch nach Kräften mitzuwirken, dass alles das, was der unfehlbare Stellvertreter Gottes verflucht und verworfen hat, in der Wirklichkeit zerstört, beseitigt werde.

Anfangs war die profane Welt so naiv zu glauben, die Papstkirche würde sich damit begnü-

gen, ihre curiosen Lehren den Völkern wieder einmal in Erinnerung gebracht zu haben und in der Praxis den ganzen dogmatischen Plunder schlafen lassen. Weit gefehlt! Die Ereignisse haben bald gezeigt, dass überall, wo Rom die Hand zur Verwirklichung ihres Syllabusplans anlegen konnte, es auch energisch die Hand anlegte, seine Hand und die seiner Millionen Helfershelfer. Freilich waren zuerst selbst die tapfersten Gesellen noch einigermaßen ungeschickt und auf das neue Handwerk noch nicht gehörig eingeübt. Oder war es stille Verschämtheit oder — offene, politisch berechnete Schamlosigkeit, was z. B. den Bischof v. Ketteler, dieses gewaltige Rüstzeug der Curie, in seinen Streitschriften nach dem Concil Dinge behaupten liess, die zu den Sätzen des Syllabus in schneidendem Widerspruche stehen?⁵⁾

Nach und nach hat aber die Clerisei ihr Sprüchlein gelernt und sich gewöhnt, den Syllabus als unverbrüchliches Programm ihrer gesamten Operationen *ad maiorem curiae gloriam* auf der

⁵⁾ U. a. in der Broschüre: Der Culturkampf gegen die katholische Kirche und die neuen Kirchengesetzentwürfe für Hessen. Mainz 1874. Conf. Gareis, Irrlehren über den Culturkampf. Berlin 1876. S. 78—79.

Kanzel, im Beichtstuhl, bei'm Schulunterricht, in der Presse, in den politischen Vereinen u. s. w. festzuhalten. Der Syllabus hat das Evangelium aus dem Felde geschlagen.

Wie, nach einem treffenden Worte des Professors Gareis, die liebloseste Unduldsamkeit gegen Andersgläubige, der offene Widerspruch gegen die Moral, deren Sätze man als gewaltsam erzwingbar erklärte, das Bestreben, im Interesse des Papstthums die Menschen, die Staaten gegen einander zu verhetzen, die Tendenz, die Wissenschaft an menschliche Schranken und Instanzen zu fesseln, der Grundsatz, dass das edelste Gut des Menschen, seine Ueberzeugung, dem Dienste des Papstthums geopfert werden müsse, — wie diese Misstöne in der Harmonie der Welt bereits seit einem Jahrtausend durch das „Recht der Kirche“ klingen; so war es das jesuitische Papstthum von heute, welches alle diese Misstöne verschärft und in die katzen-musikalische Symphonie des Syllabus zusammengefasst hat, um mit diesem pfäffischen Höllenspektakel die Harmonie der modernen Cultur zu übertönen, die sich auf dem Grundton der Humanität aufzubauen sucht.

Das Ohr ist ein gar lumpiges Ding, sagt

unser grosser Richard Wagner — es gewöhnt sich an die Bordellmusik der liederlichen resp. lüderlichen Offenbachiaden leichter, als an die erhabenen Feierklänge eines Beethoven'schen Adagios, und wer's pfiffig anzufangen weiss, der corrumpirt den Geschmack des verehrlichen Publikums dermaassen, dass es die papistische Kirchenbänkelsängerei der bekannten Castraten der strengen, gesunden Musik vollsinniger, nationaler Tonmeister am Ende vorzieht.⁶⁾ Jawohl, der Urquell aller wahren Musik, das Volksgemüth, kann vergiftet werden, und wenn ihr dann sehnsüchtig einem keuschen, walde-duftigen Volksliede lauschen wollt, siehe da, die Stimme springt um und antwortet euch mit einer geilen, wollüstig parfümirten Opernarie

Bald werden die Burschen nach Bellini'schen Arien in's Feld rücken und mit ihren Dierndeln auf der Alm oder unter der Dorflinde nach Donizetti'schen Opernmelodien hopsen, wenn nicht gar nach brünstigen Offenbach'schen Weisen Cancan tanzen!⁷⁾

⁶⁾ Im Entzücken über den Gesang eines Castraten brach einmal das italienische Publikum in den Schrei aus: „Geseget sei das Messerchen!“

⁷⁾ Vergleiche, was Wagner über das Volkslied an-

Ich habe im Bilde gesprochen, und nicht im Bilde — wie man will. Lasset erst einmal den Syllabus in allen profanen und Kirchentonarten dem Volk eine Generation lang in die Ohren predigen, singen, pfeifen, flüstern — und ihr werdet dann mit Entsetzen die Macht dieser höllischen Musik gewahr werden! Wenn ihr dann Naturlaute oder ein nationales Echo wecken wollt, wird man euch den künstlichen, welschen Generalbass des Syllabus entgegenbrummen! Und wenn sich einmal Weihwasser und Petroleum zur Weihe der schwarzrothen Rache-Allianz mischen, wird man aus dem Syllabus einen grauenhaften Tusch dazu aufspielen!

Wer Zeitverstand genug besitzt, um diese Aeusserungen nicht visionär oder noch schlimmer zu finden, wird wissen, dass es gegen den Hereinbruch dieser Zustände nur ein Mittel giebt: vorbauen!

In allen Staats- und Privatschulen muss der Syllabus als Lehrbuch moderner Culturbürgerweis-

merkt in dem classischen Buche: Oper und Drama. Leipzig 1869. S. 43 ff. An Warn- und Weckrufen hat's nie gefehlt, aber zu oft verhallen sie wie die Stimme des Predigers in der Wüste.

heit, als Katechismus der wahrhaftigen Menschenrechte eingeführt und der Jugend eifrig erklärt werden. Wo der Papst setzte: „der sei verflucht“, muss das Volkslied, das heranwachsende Mitglied der civilisirten Staatsgesellschaft vermöge der historisch-entwickelnden Lehrmethode im Stande sein selbst zu lesen und zu begreifen: „Der sei gesegnet im Namen des humanen Fortschritts und der Volkswohlfahrt“. Die Geschichte der Erbväter bei den Hebräern, der Götter und Halbgötter bei den Griechen, der Tyrannen im fernen Morgenland kann das überbürdete Volkslied ohne Schaden vergessen; die Geschichte der Päpste aber, dieser Erzväter des kirchlichen Vorurtheils und der antinationalen Stänkerei, dieser Aftergötter von der Dummheit und der Feigheit Gnaden, dieser Tyrannen der schnödesten Sorte — muss mit unverlöschlicher Flammenschrift in das Gedächtniss des jungen Volkes auf den Schulbänken geschrieben werden.

Der Staat, welcher diesen pädagogischen Vorbau versäumt und schulzwänglich nach der alten Schablone fortschlendert, wohl gar wichtige Gebiete der Volkserziehung den Helfershelfern und Flügelmännern des Syllabuspapstes in selbstmörderischer

Verblendung überlässt, mag zusehen, wie er's vor der Weltgeschichte verantwortet, wenn am Tage des entscheidenden Zusammenstosses Diplomaten- und Soldaten-Kunststücke machtlos sind, den Triumph des völker- und fürstenbekriegenden Vaticans zu hindern.

* * *

Schon lange wogt der Streit um das hundert-jährige, ja uralte Problem: wer soll herrschen — die Kirche oder der Staat? Gelöst, endgiltig gelöst kann es erst werden in einer viel späteren Entwicklungsperiode, wenn die Majorität der Menschheit vollständig zu sich selbst gekommen, d. i. ganz und wahrhaft Mensch geworden ist; denn im Grunde lautet die Frage: Kirche oder Staat? so: Götter oder Menschen? Wenn die Anthropologie die Theologie überwunden und definitiv aus dem Felde geschlagen haben wird, dann erst wird das Problem gelöst sein und Friede wohnen im Staate — früher nicht. Nur auf den Ruinen der Kirche kann sich das allgemeine Priestertum der Menschheit erheben.

Freilich beruht der Streit zwischen Staat und Kirche auf einer Machtfrage, aber bloss Kurz-

sichtigkeit und Heuchelei behaupten: **nur** auf einer Machtfrage. Die tiefsten Gründe menschlichen Denkens und Lebens sind dabei im Spiele. Es ist ein Titanenkampf.

Wenn darum die Priester sagen: nicht dem Staate gilt unsere Opposition, sondern dem Unglauben, dem wissenschaftlichen Radicalismus, der die modernen Staatsformen mit kirchenfeindlichem Inhalte füllt und das religiöse Leben in seinen Grundvesten bedroht, so haben sie recht und unrecht zugleich.

Unrecht schon aus dem Grunde, weil es gar keine Priester mehr gibt, sondern nur noch Clericale, Spottgeburten der theokratischen Ausschweifung.

Nein, es gibt keine Priester mehr — und wenn ja noch einige sporadisch vorkommen, so sind es nur *rari nautae in gurgite vasto*.

Priester, denen das Reich Gottes nicht von dieser Welt war, denen das Kirchenamt als frommer, hingebungsvoller Menschendienst zur Vorbereitung auf ein besseres Jenseits galt; Priester, die einfältigen Herzens an die Heilsordnung, an die Wunder und die Heiligen glaubten und sich nicht in die Politik mischten, weil sie dieselbe als

eine profane Sache dieser sündigen, vergänglichen Erde betrachteten; Priester, die in resignirender Heiterkeit und Opferfreudigkeit einzig und allein ihrem Glauben lebten und ihrer mystischen Mission walteten: solche Priester gehören einer längst vergangenen Zeit an. Ja, es gibt geschichtsbewanderte, wahrheitsliebende Leute, welche versichern, dass solche Priester überhaupt keiner Zeit angehörten, da sie nur im Fabellande der Poesie lebten.

Die modernen Priester, richtiger Cleriker, sind in Glaubensdingen so skeptisch als die Weltleute, wenn nicht oft noch skeptischer. Sie glauben selbst weder an die Heiligen noch an die Wunder — fabriciren aber beide zu Zwecken des frommen und sehr einträglichen Handels. Besonders die Producirung der famosen Flaschen-Madonnen, die das reissenden Abgang findende Wunderwasser von Lourdes, Marpingen u. s. w. liefern, betreiben sie mit schwunghaftem Geschäftseifer. Diesen geistlichen Krämerfratzen von heutzutage gegenüber ist der berühmte Ablasshändler Tetzl aus dem 16. Jahrhundert ein Stümper. Die Erwerbsvirtuosität der Kirche hat enorme Fortschritte gemacht.

Ach, der Glaube, die religiöse Ueberzeugung

dieser modernen Priester ist von sehr fragwürdiger Beschaffenheit und ein kluger Mensch möchte auf ihr Glaubensbekenntniss keinen Pfennig borgen, geschweige seine ewige Seligkeit darauf gründen.

Statt in den Schriften der Kirchenväter zu studiren, beschäftigen sie sich mit der anrühigen Tagespresse; statt das Evangelium zu lesen, vertiefen sie sich in die „Germania“, in den „Univers“, in den „Osservatore romano“ und in andere Blätter, deren Namen wir aus publicistischem Anstandsgefühl gar nicht aussprechen mögen; statt eine gute Predigt zu verabfassen, an der sich die Armen im Geiste nothdürftig erbauen könnten, halten sie Wahlreden, compiliren Parteiprogramme und schwefeln Leitartikel.

Bekannt ist das frivole Geständniss jenes Abtes, der da sagte: das Gelübde des Gehorsams hat mich zum unmittelbaren Reichsfürsten emporgebracht, das Gelübde der Armuth hat mir die Schränke gefüllt und das Gelübde der Keuschheit — — —

Doch lassen wir's, die schamlosen Offenbarungen der Diener Gottes zu recapituliren. Die Welt weiss genug davon.

Aber gerade das verschärft die Gefahr der gegenwärtigen Weltlage, dass der Liberalismus so

mattherzig und gewissenlos ist, den modernen Priester, als den Priester der gemeinsten Interessen, den Priester des weltlichsten Ehrgeizes, den Priester der raffinirtesten Herrschsucht nicht principiell zu bekämpfen und ihm rücksichtslos das Handwerk zu legen, sobald er sich aus dem vom Staate scharf umschriebenen Kreis der strikten Kirchlichkeit auf andere Lebens- und Arbeitsgebiete wagt. Der Staat mordet sich selbst, wenn er den clericalen Prätensionen irgendwie nachgibt.

Priesterthum und Clericalismus sind heute ein und dasselbe — und wer sich in rücksichtsvolle begriffliche Haarspaltereien einlässt, der kennt eben das Leben und die Geschichte nicht.

Der Clericalismus ist ein dem modernen Staatsbegriff in allen Punkten entgegengesetztes Regierungssystem — und daher die Fehde, die jeder Versöhnung spottet.

Die Vergangenheit muss uns die Kriterien liefern zur Beurtheilung der Gegenwart. Der Leser gestatte deshalb eine kurze historische Rückschau, um die geschichtliche Basis der clericalen Anmaassungen — Gladstone hat dafür das zeitge-

mässe Schlagwort „Vaticanismus“ erfunden — anschaulich darzulegen.

Die vorchristliche Zeit bleibt dabei natürlich ausser Spiel, da unsere wissenschaftliche Lebensauffassung von heute zu sehr abweicht von den phantastischen Theorien des Alterthums. Selbst die ersten christlichen Jahrhunderte bieten uns keinen sachgemässen Aufschluss, obschon z. B. das Concil von Nicäa, das von den Faiseurs des Papstthums so oft angerufen wird, daran erinnert, dass damals fünf Bischöfe (die von Antiochien, Alexandrien, Rom, Jerusalem und Constantinopel) in Recht und Ansehen als völlig gleichgeordnet galten.

Wir gehen auf spätere Zeiten zurück. Als die Schwäche der römischen Imperatoren deutschen Stammes hinreichend zugenommen hatte (die Gründe haben wir hier nicht zu untersuchen) und die schwindende Einheit, Macht und Autorität des Reiches die kläglichste Figur aus dem abendländischen Kaiserthume machten, da wagte der siebente Gregor auf Grund gefälschter Documente den Ausspruch, der Staat sei blos der Körper, seine Seele aber die Kirche und somit sei das Papstthum berufen, über den Staat die Herrschaft zu führen.

Damals, vor acht Jahrhunderten also, setzte das päpstliche Rom schon die folgenden Principien fest, die später Ignatz von Loyala in seinem famosen Glaubensbekenntniss so brillant zusammengefasst hat:

1. Der Staat ist der Einigen heiligen katholischen Kirche, d. i. dem Papstthum untergeordnet. Der Staat ist der bleiche Mond, die Kirche die glänzende Sonne.

2. Der Papst (Pontifex Maximus) ist der Vorgesetzte der übrigen Bischöfe (also nicht mehr „primus inter pares“!). Der Clerus steht hoch über dem Laienthum, folglich können die Priester nicht den Gesetzen eines weltlichen Staates unterworfen sein.

3. Der Priester ist ein supersociales Wesen und kann daher nicht an die Interessen der Familie und des Staates gebunden sein; er ist ein lediger freier Mann, ein Kosmopolit (-Katholik).

4. Der Papst kann mit allgemeiner und bürgerlicher Rechtskraft jedermann excommuniciren, auch die Fürsten und Souveräne, da er als Haupt der Kirche erhaben ist über jede weltliche und bürgerliche Gewalt.

5. Die Decrete, Briefe, Ordnungen und Bullen des Papstes sind für jeden Katholiken rechtsverbindlich; das canonische Gesetzbuch geht dem römischen corpus juris vor.

6. Der Papst ist unfehlbar. (Man weiss ja, nach den Versicherungen der Curie, dass es sich im Jahre 1870 nicht darum handelte, ein neues Dogma zu proclamiren, sondern dem schon längst vorhandenen Glauben concrete Form und höchste Sanction zu geben!!)

7. Nur dem Repräsentanten Gottes auf Erden, dem Papste, ist der Priester Gehorsam und Unterwürfigkeit schuldig.

8. Für alle Reichthümer der Gläubigen ist die Kirche die beste und empfehlenswerthe Depositen-Bank; alles was die Kirche besitzt und erwirbt, Ländereien, Städte, Güter jeder Sorte, alles ist unantastbar. —

Das sind die Grundlagen, auf welchen das Papstthum sein theokratisches Gebäude aufführen wollte und noch aufführen will. Freilich trotz aller Beharrlichkeit, trotz der bewundernswerthesten Disciplin im päpstlichen Heerlager, ist die Weltgeschichte wiederholt über diese theokrati-

schen Ansprüche zur Tagesordnung übergegangen, jedoch ohne nachhaltigen Erfolg — wie neuerdings die clericale Schilderhebung beweist. Jagte man die anmaasslichen Päpstler zur Vorderthüre hinaus, so kamen sie wieder zur Hinterthür herein. Ignorirte man ihre Prätensionen und stellte sich taub ihren Forderungen gegenüber, so wühlten sie im Stillen beharrlich weiter, bis der günstigere Augenblick kam, der zu lärmenden Demonstrationen ermunterte.

Der unglückselige Heinrich ging nach Canossa und demüthigte sich vor der päpstlichen Allgewalt, wie nur je ein Fürst vor einem Pfaffen sich demüthigen konnte. Nach Heinrich kam Otto, der zuerst die Intuition einer neuen Evolution hatte, indem er zur Bundesgenossin die — italienische Idee aufrief. Gegen das Papstthum die grosse Feudalität und die Emancipation der italienischen Gemeinden in die Schranken zu rufen, sich auf das Volk und seine Freiheit zu stützen, in der That, es war ein glücklicher Geniestreich dieses Kaisers.⁸⁾

⁸⁾ Vergleiche die umständliche Ausführung dieses Gedankens bei: Petrucelli della Gattina, Storia dell' Idea Italiana. Napoli 1877.

Dass die Nachfolger Otto's diesen politischen Gedanken nicht tief genug erfassten und beharrlich ausbeuteten und durchführten, gereichte der gesamten europäischen Entwicklung zu unberechenbarem Nachtheil. Der Grund ist leicht einzusehen. Der ewige Kampf der germanischen Kaiser gegen Italien musste nothwendigerweise dem Papste eine Partei schaffen, deren Bildung und Stärkung nur auf Kosten der italienischen Nationalidee geschehen konnte. Die Päpste fürchteten aber nichts so sehr, als das Zustandekommen der bürgerlichen Einheit auf der Halbinsel, von welcher die päpstliche Theokratie über kurz oder lang hätte absorbirt werden müssen. Das Papstthum konnte nur in einem Italien gedeihen, das in der Wirklichkeit nichts war als ein geographischer Begriff, in einem Lande, das neben der socialen Einheit auch jeder gesammelten Macht entbehrte und, von einzelnen unabhängigen Communen und gewaltigen Verkehrs- und Culturcentren abgesehen, stets mit fremden Eindringlingen im Kampfe lag und sich kaum seiner Haut wehren konnte. Ein solches nationales Wirrsal war von je — um einen ebenso derben als bezeichnenden Ausdruck aus dem Volksmund zu entlehnen — ein „gefundenes Fressen“

für die Kirche, die im Trüben fischen, trennen und herrschen will. „Göttliches Recht“ nennt sie dieses völkerverderbende, schamlose Treiben — „göttliches Recht“!! Das deutsche Sprichwort hat die grobe Lüge durchschaut und darum die Regel aufgestellt:

Was man den Pfaffen versagt,
Ist unserm Herrgott gerettet.⁹⁾

Dem germanischen Volke bleibt der Ruhm, gegen die theokratische Zwingburg des Clericalismus am energischsten den Sturm lauf unternommen zu haben, wenngleich nach einem ironischen Entwicklungsgesetz dieses Loswettern auf den Feind nicht seine Vernichtung, sondern seine theilweise Reinigung und nachhaltige Stärkung zur Folge hatte. Vielleicht wäre ohne den eiligen Hereinbruch der deutschen Reformation das Papstthum im eigenen Sumpf seiner Frevel und Laster erstickt, an seinen inneren Widersprüchen zu Grunde gegangen. Der Reformator hat den Jesuiten erzeugt, eine Creatur von gradezu ungeheuerlicher Lebens- und Leistungsfähigkeit. Immerhin zählt

⁹⁾ Eine andere Formel lautet: Was man den Pfaffen genommen, kann noch der Herrgott bekommen.

das Reformationszeitalter mit zu den glorreichsten Epochen unserer Geschichte und es ziemt den Nachgeborenen, der kritischen Freiheit unbeschadet, respectvoll zu dem Werke der Väter aufzusehen.

Mit der deutschen Auflehnung wider Rom ging Hand in Hand die Reformation in der Schweiz, dem republikanischen Berglande, das allzeit ein Hort war grosser und liberaler Ideen; England, das calculirende und schachernde, bethätigte sich antirömisch; die Niederlande brachen das Joch der spanischen Inquisition, der scheusslichsten Ausgeburt pfäffischer Tyrannei, und in Italien selbst erwies sich besonders Venedig als stolze Wächterin der staatlichen Rechte.

Es war ein Kampf, der Deutschland wie Italien auf Jahrhunderte politisch vernichtete, der Einheit und Macht im Rathe der Völker beraubte, aber der Welt den grossen Dienst leistete, dass das Papstthum an der praktischen Vollendung der Ideen des siebenten Gregors nachdrücklich verhindert wurde.

Diese Ideen selbst aber wurden nicht aus der Welt geschafft. Mit ihnen wucherte die theokratische Brutalität bis auf den heutigen Tag und

Dank ihnen können wir, falls der europäische Liberalismus unter der Führung Deutschlands nicht eine äusserste Anstrengung macht, eine Reaction erleben, vor welcher der Genius der Menschheit trauernd sein Antlitz verhüllt. Hört ihr den Wächterruf, ihr Freien? Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben!

Italien und die Kirche.

(Ungedrucktes Document eines Jesuiten.)

Das Document, das hier dem deutschen Leser zum erstenmal mitgetheilt wird, ist nichts geringeres als ein politisches Programm, verfasst von dem Jesuiten C. M. Curci und seiner Heiligkeit dem Papste Pio Nono präsentiert im Jahre 1875.

Die Entstehung dieses hochinteressanten Actenstückes ist folgende:

Im Jahre 1874 publicirte der genannte Padre Curci seine „Exegetischen und moralischen Lectionen über die vier Evangelien“ und sandte dem Werke eine Einleitung voraus, die er „Ragione dell' opera“ (Grund des Werkes) überschrieb und worin er in neuer und origineller Weise die zwischen Italien und der Kirche, zwischen

dem Staat und dem Vatican bestehende Feindschaft behandelte.

Der Jesuit Curci, ein gelehrter, feuriger Neapolitaner, nahm sich die Freiheit, über diese Materie durchaus nicht so zu denken, wie es die tonangebenden Häuptlinge der Väter-Jesugesellschaft für gut fanden. Curci verstieg sich in diesem riskirten Selbstdenken zu der Ansicht, dass das feindselige Verhalten des Vaticans zum italienischen Staat weder nothwendig an sich, noch für die Interessen der Kirche nützlich und passend sei, geradezu lächerlich aber fand er die Meinung, dass in Erwartung eines Extrawunders von Seite des lieben Gottes in der beregten Affaire überhaupt nichts versucht und unternommen werden soll, um die gegenwärtigen Verhältnisse durch eigenwilliges Menschenwerk zu ändern.

Als der heilige Vater von der Veröffentlichung dieser auf eigene Gefahr und Rechnung erzeugten Anschauungen des Jesuiten Curci hörte, fühlte er sich sehr unangenehm berührt. Curci hingegen erachtete nunmehr den Moment für gekommen, dem Oberhaupt der Kirche sein Herz ganz auszuschnitten und ihm ausführlich darzulegen, auf welchem Wege eine Beseitigung des Kriegszu-

standes zwischen dem Vatican und Italien anzustreben sei. Er arbeitete nachfolgendes Programm aus und liess es zu bequemerer Lectüre für den alten Papst in einem einzigen Exemplare drucken. Im Juli 1875 gelangte es in die Hände Pio Nonos.

Wie es in die nicht beabsichtige Oeffentlichkeit gelangte? Das mag der interessirte Leser auf Seite 542 des achten Jahrgangs der „Rivista Europea“ nachlesen, auf Grund deren genauen Abdruck wir die nachfolgende Uebersetzung des merkwürdigen Schriftstücks angefertigt haben.¹⁰⁾

Der Titel lautet: „*Dove si va e dove si potrebbe andare*“ — wörtlich: Wohin geht man und wohin könnte man gehen?

Und nun folge der Text in treuer Verdeutschung.

I.

Derjenige, welcher den „Grund des Werkes“ als Einleitung in die „Lectionen über die vier Evangelien“ schrieb und veröffentlichte, sah recht gut voraus sowohl die Nachtheile, die seinem

¹⁰⁾ Wir können nicht unterlassen, auch bei dieser Gelegenheit die unter der Direction des Rechtsgelehrten Sig. C. Pancrazj in Florenz erscheinende Rivista Europea der Beachtung des deutschen Publikums dringend zu empfehlen.

Werke, als auch Unannehmlichkeiten, die ihm aus dieser Einleitung kommen würden. Trotzdem wollte er ihnen mit der Hoffnung begegnen, dass diese Wahrheiten bei vielen, wenigstens bei den aufrichtigen Christen Italiens ein Echo finden und Veranlassung werden würden, jenen ebenso falschen als verderblichen Weg zu verlassen, auf welchen die Katholiken in ihrem politischen Vorgehen sich befinden, und dafür jene Bahn einzuschlagen, welche gegenwärtig allein fähig ist, die grossen Schäden wieder gut zu machen, welche unter uns der Kirche zugefügt wurden und jene noch grösseren zu verhindern, welche ihr bevorstehen.

Was der Verfasser voraussah, ist eingetroffen und zwar in grösserem Maasse als er glaubte, er dankt Gott dafür, da ihm das der beste Lohn dünkt, den der Herr seinen Knechten bescheeren könne. Was jedoch die Hoffnung betrifft, so ist sie ganz und gar zu Wasser geworden. Unter allen (und es versteht sich: aufrichtige und verständige Christen) unter allen, die mit dem Verfasser gesprochen oder ihm geschrieben haben über diesen Gegenstand, war nicht ein Einziger, der diese Wahrheiten geleugnet oder auch nur in

Zweifel gezogen hätte; und doch fand sich kein Einziger, der den Muth gehabt hätte, sie öffentlich zu bekennen. Die Gegner hatten diesen Muth, und weil sie einigen in diesen Blättern enthaltenen Behauptungen zustimmten, da sie auch ihnen als vernünftig erschienen, so war das ein neuer Grund, um dem Verfasser tüchtig zuzusetzen, und zwar erfolgten diese Angriffe von Seite derjenigen, die genau ebenso denken wie er, die aber doch fortfahren, das Gegentheil öffentlich zu sagen und zu schreiben! Auf diese Weise sieht man sich mit offenen Augen einer immensen Täuschung preisgegeben, einer Täuschung, die sowohl für die Kirche wie für Italien nachtheiliger werden kann, als die Revolution selbst. Die Schäden, die kraft dieser Täuschung der Kirche zugefügt werden, werden unheilbar sein und sie werden sich noch ver Hundertfachen und für immer dauern.

Einige warfen dem Verfasser der *Ragione dell' opera* vor, dass er einige Wahrheiten zur öffentlichen Kenntniss gebracht, die viel eher dem Leiter der Kirche und denjenigen, die auf seine Berathung Einfluss haben, hätten vorgelegt werden sollen.

Das soll nun in gegenwärtigem Schriftchen,

in welchem sich alle Dinge mit der grössten Klarheit ausdrücken lassen, versucht werden, da es nur zu dem Zwecke geschrieben ist, demjenigen vorgelegt zu werden, der von Gott die Mission hat, für die Nothdurft der Kirche zu sorgen.

II.

Der Angelpunkt dieser Abhandlung ist die Thatsache, dass die Rückkehr Italiens in den vormaligen Zustand, den Kirchenstaat des Papstes ausdrücklich mit einbegriffen, wie er war bis zum 20. September 1870, hinfort unmöglich geworden ist. Von dieser Unmöglichkeit scheinen jetzt selbst diejenigen überzeugt, welche die Rückkehr zum alten Stand am heissesten wünschten. Nachdem sich die bürgerlichen und moralischen Verhältnisse Europa's wesentlich geändert, sehen selbst die Blinden, dass alle Elemente fehlen, welche für die gewünschte Rückkehr günstig sein könnten, dass dafür aber jene Elemente, die sich dagegen stemmen, zusehends wachsen und erstarken. Aus dieser Rückkehr nun nichts weniger als ein Dogma machen zu wollen, ist eine armselige Sophisterei, an der die Kleinmüthigen (*pusilli*) sich stossen, und worüber

die Gottlosen lachen werden. Sicherlich wurde gebieterisch erklärt, dass der Papst zu seiner Unabhängigkeit einer Souveränität bedürfe, ja dass eine solche unumgänglich nothwendig sei; allein von Gott wurde dem obersten Hirten der Kirche diese souveräne Unabhängigkeit nicht versprochen. Und wie Gott zugelassen hat, dass der Papst dieser Souveränität nun schon ein Lustrum beraubt blieb, so könnte er auch erlauben, dass dieses ein Jahrhundert, ja Jahrhundertelang der Fall sei. Noch weniger aber hat er versprochen, wenn er dem Papste ja eine Souveränität zuerkennen wollte, dass diese genau so beschaffen sein müsse, wie sie es vor dem 20. September 1870 war.

Indessen ist diese Zuversicht (*fiducia*), die man durch Paralogismen, Impertiezen und Schmeicheleien gewaltsam zu der Gewissheit eines Dogma's aufschrauben wollte, gegenwärtig die Ursache der grössten Uebel für die Kirche wie für Italien. Ich will deren nur drei anführen, welche zwar die hauptsächlichsten, aber nicht die einzigen sind.

Erstens. Die berührte Zuversicht hat die Formel eingegeben: *Nè eletti nè elettori* — weder Gewählte noch Wähler — wodurch eine christliche Nation, einziges Beispiel in der Geschichte

und noch einziger unter allen modernen Nationen, des einzigen Instrumentes beraubt wurde, mit dem sie sich hätte gesetzmässig vertheidigen können, während sie so eine Beute der Ungläubigen und Atheïsten geworden, die sie mit der grössten Bequemlichkeit abschlachten können. Wenn man dazu noch als Grund der Wahlenthaltung das *il non potersi riuscire*, das Nichtreüssiren können, angab, so offenbarte man damit, dass das vorgeblich Unerlaubte der Wahlenthaltung nichts war, als ein Mäntelchen (ich will nicht sagen ein wie wenig ehrenhaftes), um das Bewusstsein der eigenen Schwäche damit zu verhüllen. Uebrigens könnte auch das Wenige, das man erreicht, einigen Werth haben, und es soll noch nachgewiesen werden, dass man selbst zur Stunde noch Viel erreichen könnte, obschon dies von Tag zu Tag schwieriger und bald ganz unmöglich sein wird. In jeder Hinsicht ist es lächerlich, darüber zn jammern, wie gottlos im Senat und im Parlament gesprochen und gehandelt werde, — nachdem man doch selbst mit allen Mitteln verhinderte, dass auch Christen in diese Körperschaften Eingang fänden.

Zweitens. Die eben gezeichnete Vertrauens-

seligkeit hat der Regierung und zum Theil auch der Nation eine furchtbare Waffe gegen die Kirche in die Hand gegeben, indem allmählich ein Dualismus oder richtiger ein Antagonismus zwischen Italien und der Kirche constituirt wurde, wodurch beide eine Schwächung erfuhren, ja der Staat hätte zerstört werden können, aber zum Vortheil ganz anderer als der Kirche!

Indem man zur Zeit den *status quo ante* der weltlichen Papstherrschaft nicht wiederherstellen kann, ohne die Einheit Italiens zu vernichten, so ist es natürlich, dass man von Seite Italiens den Vatikan, solange er nach dieser Wiederherstellung strebt, als Feind betrachtet, ja, nicht den Vatican allein, sondern auch die Kirche, — und dass man demgemäss von Seite des Staates alles Mögliche thut, um Vatikan und Kirche zu schwächen. Nach ihrer Auffassung haben diese Männer auch ganz recht und thun sogar wohl daran, denn sie müssen zu einer verdächtigen Kirche sagen: *Mors tua vita mea*. Gewiss wird es ihnen nicht gelingen, die Kirche umzubringen, aber leider sehen wir, wie es ihnen nur zu wohl gelingt, ihr hinderlich zu sein, sie zu schwächen, sie zum grossen Schaden der Seelen in Fesseln zu schlagen. So führt dieses

Streben nach Wiederherstellung des Kirchenstaates nicht nur zu keinem Vortheil, sondern erfüllt unzählige Italiener mit einem furchtbaren Hass wider die Kirche, der sie sonst keineswegs abgeneigt wären.

Drittens. Indem sich Italien, bedroht in seinem Wesen von den Gelüsten des päpstlichen Roms, das nichts zu diesem Zwecke aus eigener Kraft zu thun vermag und darum auf Hilfe von Aussen, besonders von einem zukünftigen katholischen Frankreich (bei dem jetzigen ist nicht einmal daran zu denken) warten muss, indem Italien, sage ich, so in die Enge getrieben wird, muss es sich nothwendigerweise von Frankreich lossagen und eine Stütze bei den Feinden der Kirche suchen, besonders bei dem neuen Deutschland, das heute an der Spitze der letzteren steht. Auf diese Weise hilft die lateinische und katholische Rasse, erschüttert und geschwächt in ihren beiden Hauptzweigen, dem teutonischen und ketzerischen Element in Europa jene Vorherrschaft zurüsten, auf welche schon alles hindeutet, und welche das würdige Gegenstück zu jener andern Vorherrschaft sein wird, welche das slavisch-schismatische Element in Asien und im östlichen Theile Europas bereits ausübt. Unter diesen Umständen

wird die Kirche zwar leiden, aber sie wird ausdauern und triumphiren selbst im Elend; Italien hingegen könnte zertrümmert werden und es bliebe ihm keine andere Einheit, als die in der Knechtschaft. Indessen wird dann die Geschichte sagen, dass diese ungeheuren Ruinen nur der Grille (*fantasia*) zu verdanken sind, eine unmögliche Restauration als unfehlbar versprochen zu haben.

III.

Wenn es thöricht und unheilvoll ist, eine weltliche Kirchengewalt in ihrem vormaligen Zustande zu erwarten, so dürfte man wohl daran denken, die Unabhängigkeit der Päpste mit einer wahrhaften Souveränität *sui generis*, den neuen Einrichtungen in Europa und Italien entsprechend, sicherzustellen. Das hiesse der Vorsehung für die äusseren Schicksale der Kirche in die Hände arbeiten, wie es die Weisheit jener grossen Päpste that, die nicht zuwarteten, bis sie von den Ereignissen beherrscht wurden, sondern die selbst die Ereignisse beherrschten.

In den Zeiten der italienischen Kleinstaaterie und der grossen katholischen Mächte, da mochte der Papst eine Garantie (wenn auch nicht immer

eine sehr zuverlässige) in dem Umstande finden, selbst Souverän eines dieser kleinen Staaten zu sein, beschützt von den katholischen Grossmächten. Nachdem jedoch diese Zeiten vorüber sind und das Princip der Nationalität (es mag gut oder schlimm sein, immerhin bleibt es Thatsache) zu neuen Staatenbildungen geführt hat, kann der Papst seine Stütze nur noch in einer katholischen Nation finden, wie, Gott sei Dank! Italien noch eine ist. Der Papst ist der einzige unter den entthronten italienischen Fürsten, der, ohne seiner Würde etwas zu vergeben, im neuen Staate verbleiben kann, indem er seinen natürlichen Vorrang erweitert und verstärkt. Das kann geschehen ohne die Zerstörung Italiens, ja es kann zu seiner Consolidirung und Sicherheit nur beitragen.

Hier wird man nun, wie gewöhnlich, Zetermordio schreien und mich der Conciliation, des katholischen Liberalismus und ähnlicher Thorheiten zeihen, womit man seit langer Zeit den grossen Schwarm der Dummköpfe zu täuschen sucht. Aber es wäre einmal Zeit, diese miserable Zweideutigkeit (*miserabile equivoco*) aufzugeben, womit man die heterogensten Dinge durcheinander-

wirft und alles dem schliesslichen Ruin zutreibt. Für jetzt hat das wahre, christliche Italien nichts zu schaffen mit dem erkünstelten Italien, besser gesagt: mit der Regierung, die den Herrn des Landes spielt. Man beachte wohl: für jetzt sage ich! Denn bald wird es nicht mehr also sein. Mit dieser Regierung, mit diesen Feinden, die sich des Landes bemächtigt haben, ist jede Versöhnung unmöglich; trotzdem wird man mit der Regierung bei weiterer Verfolgung des von ihr eingeschlagenen Weges noch auf viel schlimmere und schmachvollere Weise sich abfinden müssen, als es jetzt möglich wäre. Wie ich mir die Sache denke, sollte es weder jetzt noch überhaupt dazu kommen. In der That (und ich sagte es ja schon) sind diese Männer, diese Regierung vielleicht Italien? Sie behaupten es freilich, wir aber sagen nein!

Ich sehe nun nicht ein, aus welchen Gründen die Kirche und der Papst sich nicht mit dem wahren, christlichen Italien versöhnen könnten; im Gegentheil, ich sehe nur sehr gewichtige Gründe, die diese Versöhnung anrathen, damit das Land in seinen Sitten und seinem Glauben nicht vollends von der Revolution ruinirt werde. Es giebt also etwas in der gegenwärtigen Ordnung der Dinge,

das vom Pontifex sehr wohl acceptirt werden könnte; gerade in der aufrichtigen und lealen Annahme dieses acceptablen Theils bestünde das Geheimniss, diese Regierung und diese Männer zum Teufel zu schicken und Italien und die Kirche von dieser Zuchtruthe zu erlösen.

Nichts ist gewöhnlicher in Lehre und Praxis des heiligen Stuhles, als den Staaten und factischen Herrschern sich anzupassen, ohne Rücksicht auf die Ungerechtigkeit, aus welcher diese hervorgegangen sein mögen, und mit ihnen Concordate zu schliessen zum Heile der Seelen, was schliesslich dem Papstthum als einziger Zweck gilt und gelten muss. Die Ungerechtigkeiten selbst werden dadurch keineswegs legitimirt; aber vorausgesetzt, die Vorsehung habe sie erlaubt, so nimmt man die Consequenzen, die nicht immer und nicht ganz gottlos sind, hin, und die Kirche bemüht sich, das durch dieselben herbeigeführte Uebel möglichst zu hindern und das Gute möglichst zu befördern, wie es ihre Aufgabe in dieser Welt ist.

Wenn man allzeit und mit Allen so gehandelt hat, warum will man nicht ein Gleiches mit Italien thun? Darf man eine Nation moralisch mordeten lassen, blos weil bei ihrer Constituirung

schwere Verbrechen begangen wurden? Ich will nicht untersuchen, ob sie grösser waren, als z. B. in Frankreich oder in Spanien, mit welchen der h. Stuhl sich doch immer mittelst der Concordate verständigt hat, und ich gebe zu, dass hier (in Italien) die Beraubung des Papstes das Maximum erreicht hat. Aber abgesehen davon, dass das Mehr oder Weniger die Art nicht ändert und das Heil der Seelen der einzige Grund war, der die Kirche bei der Anerkennung der Staaten und Herrschenden *de facto* leitete, bemerke ich, dass die Seelen der Italiener und der ehemaligen päpstlichen Unterthanen nicht weniger werthvoll erscheinen, weil die Excesse grösser waren, aus denen ihre neuen staatlichen Verhältnisse hervorgingen. Da nun alles darauf hinweist, dass diese Verhältnisse Dauer erlangen werden, so begreift sich's, dass man früher oder später zu einer Verständigung wird kommen müssen; je später aber dieselbe zu Stande kommt, desto schlimmer werden die Bedingungen sein. Dabei hätte der Papst nicht auf das Seinige zu verzichten — hat er doch sein Möglichstes gethan, es zu bewahren: — aber supponirt, dass durch eine Verwickelung von That- sachen, die wie alle menschlichen Dinge im All-

gemeinen und die kirchlichen im Besonderen, von der Vorsehung geleitet wurden, es menschenunmöglich für ihn geworden sei, es noch länger zu bewahren, und noch unmöglicher, einmal verloren, es wieder zurückzuerhalten; supponirt, dass die Erwartung von Wundern bei vernünftigen Personen nicht als eine ernsthafte Sache gilt:¹¹⁾ so erscheint es als bürgerliche und christliche Weisheit, nicht von den Menschen, sondern von Gott die Consequenzen dieser Thatsachen hinzunehmen und die Weise ausfindig zu machen, wie bei alledem den Seelen Gutes gethan und für die Freiheit der Kirche und die Unabhängigkeit des Papstes Sorge getragen werden könnte.

Und die Weise ist gefunden und zwar, durch eine überaus glückliche Fügung, wirkungsvoller und sicherer, als man gedacht hätte. Alles liegt darin, dass man Italien acceptirt, wie es zum Theil Gott gemacht, zum Theil hat machen lassen. Zu diesem Schritt wird man, ich wiederhole es,

¹¹⁾ Diese Phrase ist zu bezeichnend für die jesuitische Glaubenstüchtigkeit, als dass sie nicht verdiente, in der Originalsprache mitgetheilt zu werden: „*supposto hecl' aspettarsi miracoli non sia cosa da pigliarsi sul serio dalle persone assennate*“ —

schliesslich gelangen, aber man wird erst dann dahin gelangen, wenn das Maass der Uebel bis oben voll ist.

Mit der aufrichtigen, lealen, von Nebenabsichten freien (*senza secondi fini*) Acceptirung Italiens, wie es ist, müsste die Anerkennung des Königs und seiner Dynastie Hand in Hand gehen, unter der Bedingung, dass sie als Christen herrschen; dazu würde sich der gegenwärtige König vielleicht weit eher bereit finden lassen, als sein Nachfolger. Ausserdem hätte damit die Anerkennung des Statuts Carl Albert's¹²⁾ verbunden werden müssen, doch müsste der erste Artikel desselben Wirklichkeit erlangen und die Norm werden für die Auslegung und Anwendung des Rests oder, wenn nöthig, dessen Modificirung. Man bemerke, dass dieses Statut fast gleichlautend

¹²⁾ D. i. der auch vom einigen Königreich Italien angenommenen und noch zu Recht bestehenden Constitution, deren 1. Artikel allerdings noch anachronistisch des Katholicismus als der einzigen Religion des Staates gedenkt. Pure Pietät und das Bewusstsein der praktischen Bedeutungslosigkeit dieses Artikels hat seither die liberale Mehrheit der italienischen Volksvertreter abgehalten, eine zeitgemässe Revision der Constitution zu beantragen und durchzusetzen, obschon der Gedanke in der freisinnigen Presse schon einmal angeregt wurde.

ist mit jenem von Pio Nono im Jahre 1847 den päpstlichen Staaten gegeben. Von der gegenwärtigen Ordnung der Dinge sind das die einzigen Theile, die acceptabel sind und die man auch annehmen würde. Mit dem Rest würde man nach Gebühr verfahren, das heisst: alles, was nicht oder wenig Christliches gemacht worden ist, auf legalem Wege zerstören.

Ueber ein so constituirtes Italien hätte der Papst jene Souveränität anzusprechen, die ihm eine volle Unabhängigkeit sicherte; nicht aber eine illusorische Souveränität, wie sie ihm die *legge della guarentigie* (Garantiegesetz) zuerkennt, sondern eine wahrhafte, durchaus reelle, hohe, umfassende, wenn auch hauptsächlich moralische Souveränität.

Die Art derselben müsste studirt, discutirt und in einem Concordat festgestellt werden. Man kann aber jetzt schon sagen, dass ihre hauptsächlichsten Elemente folgende sein müssten:

1. Beibehaltung des Königs, mit Uebertragung der Autorität als von Gott, nicht aber vom Volk gegeben.¹³⁾

¹³⁾ In Nachahmung eines seinerzeitigen Gebrauchthums im monarchisch-demokratischen Frankreich beliebte man in

2. Wirkungsvolle und legale Verhinderung aller Gesetze, so wider Religion und Moral gehen.

3. Derartige Ordnung der Verhältnisse Roms, dass der Papst dort sein kann, wie es seiner Würde zukommt, als wahrhafter Souverän von Rom nicht allein, sondern von ganz Italien. —

IV.

Nun wird man sagen: aber unter welchem Titel kann der König, ja die ganze Nation dem Papste eine solche Souveränität ertheilen?

Lasse man hier doch alle Titel des Rechts, der Convenienz, der Religion; es bietet sich nur einer dar, aber von ungeheurem Gewicht, der menschlicher und politischer Interessen. Die Vorsehung hat, theils eingreifend, theils zulassend, die Dinge in einer Weise geordnet, dass man für jetzt nur auf diesem Wege dem Papste seine Unabhängigkeit zur Befriedigung der gesammten katholischen Welt garantiren und gleichzeitig die Autorität und Unabhängigkeit Italiens consolidiren und sichern kann, so dass auf solche Weise durch ein

Italien die Formel: „N. N. von Gottes Gnaden und durch den Willen des Volks König von Italien.

eigenthümliches, vielleicht in der Geschichte einzig dastehendes Zusammentreffen heut dasjenige, was für die Kirche von grossem Nutzen sein würde, nicht nur nützlich, sondern unumgänglich nothwendig ist zur Erhaltung und fast auch zum Wesen der Nation.

Solange man im gegenwärtigen Antagonismus verharret, hervorgerufen durch unfruchtbare Gelüste und Bestrebungen auf der einen und durch argwöhnische und scheele Animosität auf der andern Seite, ist es unzweifelhaft, dass die Kirche viel zu leiden haben wird, aber sie wird daran nicht zu Grunde gehen, sondern im Gegentheil sich reinigen im Leid; während Italien, entnervt und geschwächt im Innern, nach Aussen von seinen natürlichen Allianzen abgeschnitten, gezwungen zur Verbindung mit den Feinden des Katholicismus — grosse Gefahr läuft, (und für mich ist es Gewissheit) noch einmal zerstückelt und beherrscht zu werden von den Deutschen, schlimmer als es in der Vergangenheit gewesen.

Italien wird Deutschland helfen, um Frankreich zu vernichten, um dann von Deutschland selbst niedergeworfen zu werden. Ein christliches Italien hingegen, mit dem Pontifex und einem

christlichen König an der Spitze, würde wahrhaft stark und gross und weit entfernt sein, Frankreich zu einer Verlegenheit zu gereichen; ja es würde für dieses ein gewichtiger Bundesgenosse sein und wie ehemals schon an der Spitze des civilen Europas wieder seinen Platz behaupten. Auf diese Weise würden die beiden Nationen der Kernpunkt der lateinischen Rasse und könnten, wenn sie die übrigen kleineren Zweige derselben gleichfalls heranzögen, einen Körper von über hundert Millionen bilden, der allerdings noch keine Uebermacht wäre, aber gerade genügte, um dem Anprall der Teutonen und Slaven die Stirn zu bieten, jenem Anprall, der zum Ruin des lateinischen und katholischen Europa jetzt vorbereitet wird. Besser noch, wenn auch England seiner Interessen wegen (und andere Motive kennt es nicht) mit uns ginge, wie es jetzt allen Anschein gewinnen will. Es ist selbst anzunehmen, dass schon beim Anblick eines in dieser Weise constituirten Süd- und Westeuropa den Teutonen und Slaven die Lust vergehen würde, uns anzufallen.

Dieser Plan ist so vernünftig, so grandios und vor allem so nützlich, ja so nothwendig für die Erhaltung und die Prosperität Italiens, dass

man ihn bei uns von ganzem Herzen theilen würde, nicht allein von Seite der echten Katholiken, sondern auch von Seite derjenigen (und es sind so viele!), welche, obschon sie gegen die Religion gleichgiltig sind, letztere doch nicht bis zu dem Punkte hassen, das Heil des Vaterlandes auszuschlagen, bloss weil es an das Heil der Kirche geknüpft wäre, oder gar von dieser gewissermaassen dargeboten würde.

Leider giebt es solche Fanatiker, doch kann ihre Zahl nicht gross sein, und ihre Anstrengungen könnten, wenn man sie in die Schranken eiserner Legalität zwängte, das nicht verhindern, was die Nation wirklich will. Die Gesammtheit der Nation würde, ein Theil aus Liebe zur Kirche, ein anderer Theil aus Liebe zum Vaterlande, die Meisten aus inniger Verehrung beider, diese Auffassung mit offenen Armen zu der ihrigen machen, und gerade in dieser Allgemeinheit fände man den nicht bloss legalen, sondern auch gerechten und berechtigten Weg, der die Verwirklichung dieses Planes ermöglichte, vielleicht sogar ohne grosse Schwierigkeiten.

Sehen wir nun zu, wie die Sache vor sich gehen könnte.

Sobald der König den Plan ehrlich angenommen hat (und es spricht mehr als ein Anzeichen dafür, dass er dies von ganzem Herzen thun würde¹⁴), und die nothwendigen Verabredungen getroffen sind, löst man die Kammern auf und ernennt ein christliches Ministerium, für welches sich in Italien, ganz besonders im alten Piemont, noch vortreffliche Elemente finden.

Der Papst und der König geben in diesem Sinne ihre ausdrücklichen und freimüthigen Erklärungen ab, während in einigen Monaten das Ministerium die der neuen Richtung entsprechenden Veränderungen im Personale der Administration durchführt, von welchem der grössere Theil, den nur das Interesse leitet, aus diesem Grunde wird verbleiben und mit vielleicht noch grösserer Hingabe dem neuen Regime dienen können.

In derselben Zeit bewirkt eine reiche, verständnissvolle, christliche Presse die Aufklärung der Geister über die neuen Gedanken und leistet der Opposition, der alle gesetzmässig garantirten Freiheiten belassen werden, den gebührenden Wider-

¹⁴) Der Uebersetzer verweist hier auf die in seinem Buche: Die religiöse Krisis S. 39 mitgetheilte Anekdote und die S. 42—43 aufgestellte Hypothese.

stand. Das bezüglich der schriftmässigen Opposition. Was die zu öffentlicher Action schreitende Opposition (*opposizione della piazza*) betrifft, so ist für sie das Heer da, welches tapfer und dem König ergeben ist; das genügt.

Sind die Dinge so vorbereitet, so schreitet man zu den allgemeinen Wahlen. Wenn bei diesen der Papst und der König vereint auf die gemeinsame Absicht zustreben (*cospirassero*), Kirche und Regierung sich die Hände reichen, diese alle legalen Mittel, die sie in ihrer Gewalt hat, aufbietet, jene ihren mächtigen Organismus von Bischöfen und Pfarrern spielen lässt, besonders unter der ackerbauenden Bevölkerung, welche bei uns mehr als neun Zehntel des Landes ausmacht, — so kann nicht der geringste Zweifel sein, dass wir ein Parlament mit einer immensen, christlichen Majorität erhalten. Das erreicht, ist Alles erreicht.

Jenes künstliche Italien, das man seither für das legale ausgab, das aber thatsächlich in seinen eifrigsten Vertretern nur ein missrathenes, sektirerisches und ungläubiges war, einmal vom Schauplatz vertrieben, wird das reale, wahre Italien, das gottlob noch christlich ist, seinen Platz einnehmen und mit ihm können dann der Papst und

der König alles machen, was sie zum Vortheil der Kirche und des Landes für das Beste halten, indem sie die wahrhaft neuen und sicherlich von der Vorsehung geordneten Verhältnisse ausnützen, wobei der Gewinn der Kirche auf den Gewinn des Landes mit Nothwendigkeit zurückfliessen muss und umgekehrt. —

Dieser Entwurf ist klar, präcis, sagt und proponirt etwas Positives. Jenes System hingegen, welches man für das des Vaticans ausgibt und in Wirklichkeit nur das der sogenannten katholischen Presse ist, die es mittelst unedler Täuschungen (*ignobili arti*) den Dummköpfen aufzudringen sucht unter dem Schweigen der Verständigen, jenes System besteht in einem faulen Zuwarten bis die Vergangenheit zurückkehre, ohne dass dafür auch nur irgend eine menschliche Wahrscheinlichkeit vorhanden ist oder irgend ein göttliches Versprechen, wenn man nicht die Prophezeiungen der Betschwestern, die inopportunen Sophistereien irgend eines Journals dafür nehmen will.

Aber das Spiel hat zu lange gewährt. Die in ihrem Vertrauen am glühendsten waren, geben nunmehr selbst zu, dass eine Rückkehr zum Vergangenen unmöglich ist, beifügend, dass es auch

nicht so fortgehen könne, wie es heute sei. Das ist sehr richtig, denn es würde immer schlimmer werden, so schlimm, dass man nicht einmal mehr versuchen könnte, was sich jetzt noch mit grosser Hoffnung und fast mit der Gewissheit des Erfolgs in's Werk setzen liesse.

Wie die Verhältnisse des katholischen Europa's heute beschaffen sind, müsste uns die Errichtung eines christlichen Italiens zu grossem Segen reichen. Da ist ein Papst, der mit fünfundzwanzig Jahren der Regierung und dreissig Jahren des Pontificats Respect einflösst und der der Nation ein grosses Gut bieten kann, indem er in irgend einer Weise die noch sehr unsicheren Geschicke des Landes mit dem unwandelbaren Schicksal der Kirche verknüpft; da ist ein König, der bei all' seiner Schwäche den Glauben seiner Väter bewahrt und dem es zu grosser Befriedigung gereichen würde, durch die Wiederaufnahme der christlichen Traditionen den Thron für sich und seine Nachfolger zu befestigen; da sind noch einige christliche Staatsmänner, die unter anderen Systemen herangebildet wurden, und die Piemontesen würden überrascht sein, ihre alte Dynastie so realisirt und consolidirt zu sehen; da sind

schliesslich noch ganze Bevölkerungsmassen, besonders auf dem Lande, die tief vom Christenthum durchdrungen sind.

Und trotz alledem wird dieser mein Vorschlag als Narrheit qualificirt werden. Man bedenke jetzt den künftigen Stand der Dinge, wenn das neue Deutschland sein Uebergewicht in Europa befestigt haben wird; wenn nach diesem Papst ein anderer gekommen sein wird von privater Herkunft; wenn der Nachfolger des Königs an's Ruder gekommen und Italien das geworden sein wird, was es werden muss und leider schon auf dem Wege ist zu werden mit dieser Regierung, mit diesen Schulen und Universitäten, mit dieser Presse, mit diesem Heer¹⁵⁾ und dem Uebrigen; man bedenke insonderheit, was nach einigen Jahren aus Rom werden muss bei dieser Erziehung, die man ihm jetzt angedeihen lässt! —

Es ist nur eine Täuschung mehr, wenn man hofft, so mächtigen verderblichen Einflüssen eine genügende Reaction von Seite der Katholiken entgegenzusetzen zu können. Ohne Zweifel ist es

¹⁵⁾ Im Original: *cerne militari*, was noch eine sehr wegwerfende Nebenbedeutung einschliessen kann.

löblich, alles zu thun, was man nur immer vermag; aber es ist nicht schön und noch weniger rechtschaffen, das Geringe, was man thut oder thun kann, so befremdlich aufzubauschen, besonders wenn man bedenkt, dass auch dieses Geringe ganz und gar in den Händen der Regierung ist, welche es geschehen lässt, eben weil sie weiss, dass es krankhaftes Zeug ist, ohne Gehalt, und das sie unterdrücken würde, sobald es anfinge, ihr unbequem zu werden.

Das Heil von möglichen Umstürzen im Innern oder von Verwickelungen, die von Aussen kommen könnten, erwarten zu wollen, ist in der That albern. Sie können vielleicht kommen, vielleicht auch nicht; das Einzige aber, was aus ihnen nicht hervorgehen kann bei der gegenwärtigen Weltlage, ist das Uebergewicht, die Vorherrschaft der christlichen Principien im bürgerlichen Leben der Nationen. Lassen wir die jetzt sich uns darbietende Gelegenheit entwischen, nichts verspricht uns eine andere, alles deutet darauf hin, dass sich keine mehr darbieten wird.

Das ist die Zukunft, auf die sich Italien gefasst machen kann und mit ihm die Kirche, wenn sie diese Gelegenheit nicht ergreift. Wenn es nicht

geschieht, so wird sich Gott der Irrthümer der Guten wie der Bosheiten der Schlechten bedienen, um seine Kirche den Weg langer Heimsuchungen zu führen, auf den er sie, wie's scheint, bereits gestellt hat, damit sie gestählt werde in jenen mannhaften evangelischen Principien, die hauptsächlich in der Verachtung der irdischen Dinge geübt werden, wodurch allein die Welt wieder christlich werden kann, wie sie es ward das erstemal. Und weil diese Principien heutzutage allgemein aus der Uebung gekommen, vielleicht auch aus dem Gedächtniss entschwunden sind, verbirgt sich in diesem Vergessen das grösste Hinderniss, um wieder auf den rechten Weg zu gelangen.

Den ungeheuren Schaden, der daraus den Seelen erwächst, haben vor Gott und den Menschen die hartnäckigen Beförderer einer Täuschung zu verantworten, die bei den Meisten aus Beschränktheit des Geistes in gutem Glauben Platz gegriffen hat, wenn auch die Schelme nicht fehlen, die schmutziger Interessen wegen oder aus niedriger Schmeichelei die Hände dazu geliehen haben und hinterher selbst verlachen, was sie in diesem Sinne schriftlich oder mündlich gewirkt.

Wenn man nicht den Muth hat, oder es nicht für klug hält, das Richtige zu thun, so habe man doch wenigstens die Discretion zu erlauben, dass es gesagt werde! So würden doch die Seelen auf etwas Klares, Positives vorbereitet und der Weg erschlossen und geebnet für den Mann, den Gott zu seiner Beschreitung gesandt haben könnte. Aber dies wird nicht erlaubt von den Journalen, die ich oben bezeichnete. Sie geben vor, vom Vatican inspirirt zu sein, während sie es sind, die den Vatican inspiriren, indem sie aus der päpstlichen Unfehlbarkeit fast ein Monopol für sich gemacht haben und jeden unerbittlich verfolgen, der sich nicht in der Lage fühlt, dieser Täuschung zuzustimmen. Die entfernt stehenden Katholiken schweigen und dieses Schweigen deutet man als universelle Zustimmung. Bos aus Liebe zu Gott und seiner Kirche konnte es gebrochen werden von demjenigen, der die Kühnheit, nicht es gebrochen, sondern nur darauf angespielt zu haben, bereits theuer genug bezahlte.

Florenz, 29. Juni 1875.

* * *

Das ist das Schriftstück. Es ist uns schwer geworden, während der Uebersetzung uns jeder kritischen Dreinsprache zu enthalten. Der Leser mache sich nun selbst seine Gedanken darüber. Er hat volle Freiheit. Der Papst war weniger frei. Seine Rathgeber lenkten ihn so, dass er nach kaum beendigter Lectüre, das Curci'sche Memorandum in die Ecke schleuderte und sich wieder anderweitiger, zerstreuer kirchenpolitischer Kurzweil hingab, wie sie seiner Verdauung und Greisenhaftigkeit besser zusagt. Der alte Papst leiht nur die Firma: das Geschäft führen Andere.

Und diese waren durchaus nicht der Meinung des polternden und hastig zugreifenden Padre Curci. Zur Zeit, als Letzterer sein Memorandum für den heiligen Vater verabfasste, ging allerdings durch die dem jesuitischen Hauptquartier nahestehenden Zeitungen die Anspielung auf ein Project, das eine Versöhnung zwischen Vatican und Quirinal, Papst und König bezweckte. Niemand, der tiefer in die römischen Verhältnisse eingeweiht war, schenkte dem Gerede Glauben. Das Project war denn doch gar zu chimärisch. Der *Re galantuomo*, der König Ehrenmann, führt nicht umsonst diese schmückende Bezeichnung. Victor Emanuel mag alle erdenk-

lichen Schwächen als Privatmann haben, als König ist er so sehr von der erhabenen Strenge seiner Mission überzeugt, dass es wohl dem geschicktesten Pfaffen aus dem Vatican nicht gelingen dürfte, auch nur so weit ihn zu corrumpiren, dass er eigenmächtig nur die geringfügigste Concession an die clericale Reaction machte. Als constitutioneller König ist Victor Emanuel geradezu ein Muster. Er ist versöhnlichen Gemüthes und leidet wohl als gläubiger Katholik selbst unter dem auf's feindseligste verschärften Antagonismus zwischen der Landesregierung und dem Papstthum. Bloss unter einer einzigen Bedingung würde er die Hand zum Einverständniss bieten: vollständige und rückhaltlose Unterwerfung unter die neue Ordnung der italienischen Nation, eine Bedingung, die das päpstliche Actionscentrum natürlich mit Fluch und Hohn zurückweist.

Die Pfaffenpolitik, der patriotischen Erhitzung Curci's ganz entgegen, machte sich daher rechtzeitig nicht an den absolut unzugänglichen *Re Galantuomo* von Italien, sondern an den ganz anders gearteten Septennatsmann Mac Mahon, den Präsidenten von Frankreich. Das ist Einer nach dem Herzen der Curie! An dem ist keine Faser,

die nicht dem Pfaffen gehörte. Bigott, beschränkt, brutal, ehrgeizig — unterliegt er ganz und gar der Lenkung der Clerocratie, die ihn auf Schritt und Tritt von dem schönen Kleeblatt, gebildet von der verpfafften Frau, dem verschmitzten Dupanloup und dem hämischen Broglie, bearbeiten lässt: *Voilà un homme!*

Wenn es wahr ist, dass ein Volk immer den Herrscher hat, den es verdient, dann gute Nacht, stolzes Gallien! *Miserere, miserere* — — —

Einen solchen Hampelmann vermag die clericale Partei freilich auf das ultrareactionäre Glatt-eis zu führen und ihn da die tölpelhaft riskantesten Sprünge machen lassen. Welch ein trister Anblick!

Ein solcher Patron ist der natürliche Bundesgenosse des Papstes und wenn die französische Nation verblendet und corrumpt genug ist, diesem edlen Paar ihren Segen, d. i. die ungeheuren materiellen Hilfsmittel des Landes zu leihen, so kann die Welt ein wahnsinniges Stück erleben.

Zur selben Zeit, als Curci sein Memorandum ausheckte, sah man in den italienischen Schaufenstern häufig ein Bild, das Victor Emanuel und Pio Nono Arm in Arm darstellte, den König in Feldherrn-Uniform, den Papst in schlichtem weissen

Werkeltagsgewand. War es Schalkheit oder ein frommer Wunsch, eine Geschäftsspeculation oder ein Parteimanöver, was den Pinsel des Malers auf diese Darstellung lenkte? Das Bild machte Aufsehen und die Photographie sorgte dafür, dass es in Tausenden von Exemplaren über die ganze Halbinsel verbreitet wurde. Es wurde nicht weniger lebhaft commentirt, als jenes andere, das etwa zehn Jahre früher erschien und Pio Nono, geschmückt mit den Insignien des Freimaurer-Ordens, dem verblüfften katholischen Publikum vorführte.¹⁶⁾

Es dürfte nun für deutsche Leser von Interesse sein [zu erfahren, wie die Italienische Presse über die beiden, auf dem Bilde so friedsam vereinten, in Wirklichkeit durch einen fatalen Abgrund für immer getrennten Persönlichkeiten angesichts der neuesten Ereignisse sich ausspricht. Der Deputirte Dr. Petruccelli della Gattina, der in Italien als Publicist das höchste Ansehen genießt, lässt sich in einem „*Arma virumque cano*“ überschriebenen Artikel im „*Pungolo*“ vom 13. Juni des laufenden Jahres also vernehmen:

¹⁶⁾ Was es mit dem Freimaurerthum Pio Nono's für eine Bewandtniss hat, habe ich bereits in meinem Buche „Spanisches und Römisches“ mitgetheilt.

. . . . „Eigenthümliches historisches Nebeneinander dieser zwei Männer: Pius und Victor!

Beide erscheinen fast gleichzeitig auf dem Schauplatz — der Eine mit der Posse einer Amnestie, der Andere mit der Proclamation von Moncalieri. Victor hat sich bei Navarra geschlagen, um die Oesterreicher aus Italien zu vertreiben, während Pius in Gaëta conspirirte, um die katholischen Mächte zur Verwüstung hereinzurufen. Victor bestätigt, unterstützt, hütet die Constitution, die sein Vater dem Lande gegeben; Pius verbündet sich mit den anderen italienischen Fürsten, um die Concessionen, die die Volksbewegungen des Jahres 1848 ihnen abgerungen hatten, wieder zu vernichten. Victor gibt Auftrag zur Herstellung eines Gesetzbuches, das dem milderen Geiste der neueren Civilisation entspricht; Pius sanctionirt den Syllabus, der die Negation des Rechts, der Vernunft, des menschlichen Gewissens ist.

Victor schlägt sich bei Custozza und bei Lissa, um eine Provinz mehr dem Körper Italiens anzureihen; Pius watet bis zum Kinn in Menschenblut, um bei Mentana der Nation selbst die Idee ihrer Hauptstadt zu entreissen. Victor öffnet mit seinen Decreten die Kerker, begnadigt die poli-

tischen Verbrecher, ruft selbst die freiwillig Exilirten wieder in das Vaterland zurück — unter ihnen Mazzini; Pius unterzeichnet das Todesurtheil, welches Monti und Tognetti den Kopf kostet. Victor öffnet die Pforte Pia, um die Nation in das heissersehnte Rom, ihre natürliche Hauptstadt, einziehen zu lassen; Pius schlägt die Thür des Vaticans zu, um der katholischen Welt vorzulügen, er habe die Freiheit seiner geistlichen Autorität verloren. Victor bezeugt in jeder parlamentarischen Session seine constitutionelle Treue, seine Verantwortung der Nation gegenüber; Pius beruft ein Concil, um seine persönliche Unfehlbarkeit zu proclamiren. Victor autorisirt den Zug der „Mille“ (die bekannte Expedition Garibaldinischer Helden, der „Tausend“, in Sicilien) und deckt ihn mit seinem Königsmantel vor der europäischen Diplomatie; Pius inspirirt die Protestationen des Concils. Victor schliesst sich den Städten an, welche Michelangelo, Ariost, Petrarca Monumente errichten und begrüsst den Genius des Vaterlandes in seinen manichfachsten Formen; Pius ruft die unbefleckte Empfängniss, ein Dogma, zur Königin von Italien aus!“

. Wir müssen auf unsrer Hut sein:

Pio Nono ist phantastisch wie ein junger Affe (*fantastico come giovane scimmia*). Die Geschichte erinnert uns überdies daran, wie die vierzehnten Ludwige, die in ihrer Jugend ausschweifend, ehrgeizig, kriegerisch gewesen, endigen. Die Maintenons und die jesuitischen Beichtväter fehlen niemals; auch heute nicht. Die Wiederrufungen der Edicte von Nantes sind immer möglich. Für uns ist das Edict von Nantes unsere Constitution.

Victor vertheidigte sie 1849 gegen die Krallen Oesterreichs, gegen die Nachstellungen Bonaparte's, gegen die Dummheiten der Mazzinisten, gegen die Illusionen Garibaldi's und jetzt, nach dreissigjährigem Bestande¹⁷⁾, bezeugte er ihr vor den Körperschaften des Staates, vor Kammer und Senat auf's Neue seine unerschütterliche Treue. Trotzdem —

¹⁷⁾ Zur Erinnerung daran ward der 3. Juni im ganzen Königreich als Verfassungsfeier festlich begangen — gleichzeitig mit dem fünfzigjährigen Bischofsjubiläum des Papstes! diese Doppelfeier in Vatican und Quirinal symbolisirte in der frappantesten Weise zwei Weltalter, zwei Civilisationen, zwei Strömungen geistiger Bewegung: auf der einen Seite das blinde Glauben, die intellectuelle und moralische Unterwerfung unter das theokratische Regime des Mittelalters, auf der andern Seite die freie Erkenntniss, das stolze, frohe Gefühl nationaler Entwicklung u. s. w.

seien wir auf der Hut! Priester und Weiber verstehen sich auf ihr Handwerk. Die Hoffnung des Paradieses ist eine perfide Rathgeberin der Katholiken. Heute noch ist Alles heiter, gedeihlich, blühend: lasst den Teufel seinen Schwanz dareinstecken — und Alles geht in die Brüche.

Die Geschichte des Königs Victor und des Papstes Pius ist noch nicht geschlossen. Beide leben noch. Der Eine steht in der Kraft der Jahre, dem Andern verbleibt noch soviel Lebensgeist, zum Schlusse noch eine grosse Bosheit auszuüben.

Beide wissen es, dass die Nachwelt dem Einen den Beinamen „*rigeneratore*“ — Wiederhersteller, dem Andern den Beinamen „*scellerato*“ — Bösewicht, vorbehält. Aber für Beide ist die abschliessende Nachwelt noch nicht eingetreten . . . Eine Wolke genügt, um einer ganzen Region die Sonne zu entziehen. Eine Hallucination des Gewissens, eine Furcht, eine Ahnung, eine Unbesonnenheit selbst genügt, um eine hellleuchtende oder — eine ruchlose Geschichte auszulöschen.

Pius hat sein letztes Verbrechen am Vaterlande noch nicht begangen. Victor hat noch nicht alle Stürme hinter sich; weder die Reize eines Weibes,

noch die Einflüsterungen eines Beichtvaters begegnen einer absoluten Indifferenz.

Dreissig Jahre unverbrüchlicher Treue gegen die Constitution sind eine Garantie für Italien; doch wird die Vestalin unserer Einheit und Freiheit wohl daran thun, nicht einzuschlummern. Solange der Vatican in Italien bleibt, dürfen wir die Waffen nicht ablegen; solange kein wahrhaft republikanisches Frankreich entsteht, dürfen wir den Blick nicht von den Ufern der Spree und der Neva abwenden. Das Haus Savoyen vertraue rückhaltslos auf das italienische Volk; denn dieses weiss sehr wohl, dass Monarchie — Einheit bedeutet, und es wird sich deshalb nicht von lächerlichen demokratischen Theorien irreleiten lassen.“ — —

Die Kirche in Frankreich.

Nicht hoffe, wer des Drachen Zähne säet,
Erfreuliches zu ernten!

Auf wie schwachen Füßen der französische Liberalismus der Kirche gegenüber steht, bewies die Mac Mahonade vom 16. Mai. Dass dieser brutale Staatsstreich des Präsidenten der Republik vom Vatican geplant und commandirt worden ist, daran zweifelte Niemand, so sehr die Uebelthäter sich auch bemühten, mit der bekannten Leier der Ordnungssphrasen die ehrlichen Köpfe zu verblüffen. Eine geniale Politik fürwahr!

Mac Mahon agierte als Handlanger des Papstes.

Wenn Einer von „Gottes Gnaden“, wie Louis der Vierzehnte gestiefelt und gespornt, mit der Reitpeitsche in der Hand, sich vor die Nation hinpflanzt und ihr sein *L'état c'est moi*“ in's Gesicht schleudert, so gibt das wenigstens ein Bild im grossen histo-

rischen Stil, eine Composition voll Farbe und Kraft. Nun sehe man aber dagegen diesen Mac Mahon in Schlafrock und Pantoffel, wie er, in der einen Hand den Rosenkranz, in der andern die Cigarrette, auf dem Sopha liegt und unter Assistenz seines Beichtvaters seinem Schreiber die famose Epistel an Jules Simon in die Feder dictirt!

Welch ein Gegensatz! Die historische Phrase des grossen Louis verwässert zur Corporals-Prosa eines vom Pfaffen inspirirten Dienstbefehls! Den von einem mächtigen Selbstbewusstsein getragenen Excess des Gottesgnadenthums im siebzehnten Jahrhundert parodirt zu sehen im neunzehnten Jahrhundert durch die dictatorische Gewaltthat eines vom Vatican gegängelten Präsidenten der französischen Republik — wahrlich, das ist ein Stück, so grotesk, so schamlos, wie nur je eins von dem Cancan-Musicanten Offenbach.

Um die Mac Mahonade vom 16. Mai nur einigermaßen verzeihbar zu gestalten, hätten Voraussetzungen gegeben sein müssen, die absolut nicht vorhanden waren. Hätte der Präsident während seiner Soldaten-Carrière das Land durch den Glanz seiner Siege geblendet, wie ein Napoleon der Erste es gethan, oder hätte er die Nation aus

schwerer Bedrängniss gerissen, wie Thiers es vollbracht, oder hätte er auch nur einen Schimmer des „göttlichen Rechts“, das z. B. im Auge der Traditionsenthusiasten das Haupt des Thränen-Heinrichs von Chambord umstrahlt; aber nein, nichts von alledem! So bettelarm stand noch kein Mann frevelnd an Frankreichs Spitze. — Selbst den Fluch der Lächerlichkeit lässt sich die „*grande nation*“ heute ruhig aufhalsen

Um diese jüngste parodistische Leistung unserer Nachbarn in ihrem Ursprunge zu würdigen, erscheint es förderlich, die kirchlichen Verhältnisse des Landes in's Auge zu fassen; denn die Kirche ist auch hier, wie überall die Wurzel alles Uebels.

Zunächst sei der Leser an die Rede erinnert, die Jules Ferry am 18. Juni in der französischen Kammer hielt, um die Majorität der Linken gegen den Vorwurf des Radicalismus zu vertheidigen. Nachdem der Redner alles aufgezählt hatte, was diese angeblich so radicale Linke für das Heer, für die Finanzen, die Verkehrsmittel u. s. w. u. s. w. in relativ kurzer Zeit geleistet, berührte er auch ihr Verhalten der Kirche gegenüber. Nur die Böswilligkeit kann behaupten, rief Ferry aus, dass wir dem Clerus feindselig gewesen, sintemal

wir es waren, die das Budget für den Cultus erhöhten.

Da rief ein Deputirter von der Rechten, den Redner unterbrechend: Also seid auch Ihr clerical!

Dieser Zuruf, wie die Rechtfertigungsrede Ferry's enthüllen die Stärke der Kirche, welche selbst ihre Gegner, d. i. diejenigen unterjocht, welche von Haus aus am wenigsten geneigt sein sollten, die kirchliche Macht erhöhen zu helfen.

Jules Ferry antwortete auf den Zuruf der Rechten, dass sich die gesammtkirchliche Politik der republikanischen Mehrheit darauf beschränkt habe, die Kirche innerhalb der Grenzen des Concordats zu erhalten.

Das Concordat ist, wie männiglich bekannt, noch ein Werk des ersten Napoleon. Von der Restauration vollinhaltlich acceptirt, hat es seither allen Parteien fast als heilig und unantastbar gegolten — nur dem hohen Clerus nicht, der nach der Gewohnheit seiner Natur unaufhörlich an der Erweiterung seiner Machtsphäre arbeitet und, wenn er den Finger erhalten, nach der Hand, dann nach dem Arm und zuletzt, wenns glückt, nach dem ganzen Körper greift. Die Concordate haben, wie es auch der Syllabus ausspricht, stets nur den Staat,

nie aber die Kirche zu unverbrüchlichem Respekt verpflichtet.

Reclus, der geschätzte französische Gelehrte, schreibt in der jüngsten Ausgabe seiner „*Nouvelle Géographie universelle*“ über diesen Zustand: Eins ist gewiss, die katholische Kirche ist in Frankreich ungeheuer mächtig, mächtiger, als in irgend einem Lande der Welt. Das Priesterthum hat hier die solideste Organisation und häuft hier die grössten Reichthümer auf zur Dienstbarmachung für seine Zwecke. Das zweischneidige Schwert, dessen Griff in Rom ist, hat seine Spitze in Frankreich.“

Die Statistik weist nach, dass gegenwärtig die Zahl der Klöster auf französischem Boden grösser ist, als vor der Revolution von 1789. Die Kirche ist heute dort officiell von mehr als 200,000 Personen vertreten, wenn man Priester, Mönche und Nonnen summirt. Das Vermögen der religiösen Orden, das Bonjean im Jahre 1866 auf 500 Millionen Francs schätzte, erreichte im Jahre 1876 bereits eine Milliarde. In dem gleichen Jahre betrug die Zahl der in Schulen und Klöstern hausenden Kirchenleute beiderlei Geschlechts 140,000 Personen, während es zehn Jahre früher noch nicht 110,000 waren.

Taine, gewiss ein zuverlässiger Gewährsmann, gibt in seinem neuesten Geschichtswerke¹⁸⁾ über die Entstehung des modernen Frankreichs an, dass am Ausgang des „*ancien regime*“ in Frankreich 70,000 Priester, 23,000 Mönche, 37,000 Nonnen, zusammen also 130,000 Menschen vorhanden waren, die geistliches Gewand trugen.

Wahrhaftig, die französische Kirche kann mit Stolz auf die Erfolge und Fortschritte blicken, die ihr seit der famosen pfaffenmörderischen Revolution geglückt sind! Sie verfügt zur Stunde über Mittel und über ein Personal wie nie zuvor. Der grösste Theil des Elementarunterrichts ruht in ihren Händen; über die Hälfte der Kinderschulen wird von Schulbrüdern oder andern Angehörigen geistlicher Congregationen geleitet, nicht zu gedenken ihres Antheils am Secundar- und Hochschulunterricht. Ausserdem kann man ohne Gefahr einer Uebertreibung annehmen, dass die Priester absolute Herren des weiblichen Geistes der Gesamtbevölkerung sind und consequenterweise Herren der Familie!

Den Frauen gegenüber hat der Liberalismus noch nirgends seine Aufgabe recht erfasst, in

¹⁸⁾ H. Taine, *Les origines de la France moderne*. Paris 1876.

Frankreich am allerwenigsten.²⁹⁾ Ich bin weit davon entfernt, von der Beschaffenheit der französischen Kunst, Literatur, Mode u. s. w. den trügerischen Rückschluss auf die Beschaffenheit des öffentlichen und Familien-Geistes zu machen und der gesammten Nation den Vorwurf der Corruption anzuheften, wie es von unwissenden Franzosenfressern so oft geschieht. Eine Handvoll lüderlicher Romanciers und Comödienschreiber, ein paar Dutzend Cancantänzer und Bordellmusikanten à la Offenbach und ähnlicher Schmutzgenies geben noch lange nicht den Maassstab für den ethischen und ästhetischen Gehalt des Nationalgeistes. Das wahre Frankreich ist so wenig im Bordell aufzusuchen, als das wahre Deutschland in der Kneipe oder das wahre Italien im Caffeehaus. Aber immerhin lässt das auffällige Ueberwuchern des kirchlichen Einflusses und die Zunahme des Vergnügens an priesterlichem Hocuspocus, besonders von Seite der Frauenwelt, auf eine krankhafte Disposition im Nationalgeiste schliessen. Nirgends wird die Frau respectvoller, ergebener,

²⁹⁾ Vergleiche den Brief Jules Simon's über die Pflichten der Frauen in meiner freimaurerischen Schrift „Vom Reissbrett“, S. 60 ff.

dienstwilliger von den Männern behandelt, als in Frankreich. Diese edle Sitte wandelt sich nun in eine Quelle neuer Gefahren, da der Pfaffe im Stande ist, durch das lebenswürdige Weib den der Kirche im ganzen wenig holden Mann zu beherrschen. Des Weibes und des süßen Hausfriedens wegen macht selbst der Freidenker dem lieben Herrgott eine Sonntagsvisite, langweilt sich in der Messe, bequemt sich wohl selbst zu einer Conversation mit dem schlaunen Beichtvater und hilft dadurch widerwillig das kirchliche Ansehen stärken. Dadurch wird eine Aftertoleranz erzeugt, die von der Clerisei auf's Emsigste ausgebeutet wird. Wie sich die sittliche Erziehung dabei ausnimmt, ist bekannt.²⁰⁾

²⁰⁾ Alphonse Karr, der sich auf seine Franzosen versteht, sagte einmal, in Paris seien wohl kleine Knaben aber keine Mädchen, sondern nur kleine Dämchen zu finden, denn das weibliche Geschlecht laborire schon in den Windeln an der Coquetterie. Was! fügt der französische Correspondent des frankophilen „Fanfulla“ bei, nicht einmal Knaben resp. kleine Kinder männlichen Geschlechts gibts in Paris, sondern uur *des petits Parisiens*, geboren unter der Sonne der Gaslampen, herangewachsen auf den Trottoirs. Mit zehn Jahren träumt der Pariser schon von einer Cocotte, mit zwanzig Jahren hat er alle seine Illusionen, die Hälfte seines väterlichen Vermögens und ein Drittel

Dazu kommen in Frankreich ganz besonders noch jene schöngeistigen Amphibien des Glaubens und Wissens, jene Kunstgläubigen, die ihre erschlafften Seelen durch fromme Musik und blendende Heiligenbilder kitzeln lassen, jene Epikuräer des Glaubens und Religionsdilettanten, die für die kirchlichen Gebräuche schwärmen, ohne ihren Dogmen einen strengen Gehorsam zu widmen, die mit den heiligen Symbolen nur liebäugeln, aber keine ernsthafte Ehe eingehen wollen; kurz jenes wunderliche Volk, das man seiner Zeit in Paris *les catholiques marrons* nannte und das uns Heine in seinen „französischen Zuständen“ ebenso treffend als ergötzlich geschildert hat. „Diese

(seiner Haare verloren. Vergl. Folchetto im „Fanfulla“ von Rom. Diese leicht hingeworfenen Charakterisirungen wollen natürlich so gut *cum grano salis* verstanden sein, als die enthusiastischen Lobreden Hillebrands auf die französische Erziehung in seinem bekannten Vertheidigungswerk „Frankreich und die Franzosen“. Selbstverständlich fehlt es auch in Frankreich nicht an freien reinen Geistern, die ohne zimperliche Rücksicht die pädagogische Wunde blosslegen. Ein Werk, wie das des gemüthvollen Plauderers Legouvé „*Les pères et les enfants au XIX siècle*“ (Paris 1876) würde jeder Literatur zur Zierde gereichen und hat seines Gleichen nicht einmal im Lande „der Gottesfurcht und frommen Sitte“.

füllen jetzt,“ schrieb er unterm 8. Juli 1843, „unsre fashionablen Kirchen, z. B. Sainte-Madeleine oder Notre-Dame, jene heiligen Boudoirs, wo der süsslichste Rococo-Geschmack herrscht, ein Weihkessel, der nach Lavendel duftet, reichgepolsterte Betstühle, rosige Beleuchtung und schmachtende Gesänge, überall Blumen und tändelnde Engel, coquette Andacht, die sich fächert mit Eventails von Boucher und Watteau — P o m p a d o u r - c h r i s t e n t h u m !“

Dieses Pompadourchristenthum hat bis heute keine Schwächung erfahren. Im Gegentheil! Eine eigenthümlich geistreich frömmelnde Richtung hat selbst in der Literatur, besonders in der historischen, für dasselbe Propaganda gemacht und einige Werke haben sogar Beifall in den weitesten Kreisen der Nation gefunden. Hieher rechne ich — weil besonders charakteristisch für das zeitgenössische Frankreich — die neueste Darstellung der Geschichte der Jeanne d'Arc von dem Akademiker H. Wallon. Die „Pucelle“, das Wundermädchen von Orleans, ist so recht die Lieblingsheldin der männlichen Schwächlinge des modernen Frankreich. Mit unfehlbarem Instinkt für Actualität hat darum H. Wallon einen glücklichen

literarischen Wurf gethan. Aus allen Ecken und Enden der grossen Kinderstube macht sich die Befriedigung über diese „nationale That“ in bewundernden Zurufen Luft. Wie fasst der Autor die Geschichte der heldenhaften Schäferin? Genau im streng kirchlich-supernaturalistischen Sinne, wie es schon im Jahre 1656 der ehrwürdige Chapelain in seinem schwerfälligen Epos: „Das Mädchen oder das gerettete Frankreich“ gethan.²¹⁾

²¹⁾ Interessant dürfte hier die Erinnerung an die Pucelle Voltaire's sein. Hören wir, was Strauss in seinen berühmten sechs Vorträgen über „Voltaire“ S. 97 darüber berichtet:

„Keine von diesen Arbeiten (die Lehrgedichte: „der Weltmensch“ und „Ueber den Menschen“) hat ihren Verfasser so zum Lieblingsdichter der vornehmen Welt, wie zum Abscheu der Ernsten und Frommen gemacht, als eine Dichtung, die, wenn auch schon früher begonnen und später vollendet, doch ihre Ausführung grossentheils in Cirey erhalten hat: das komische Epos über das Mädchen von Orleans, die „Pucelle“. Longchamp, der zwar erst später in Voltaire's Dienste trat, aber es aus seinen Erzählungen wissen konnte, berichtet, um's Jahr 1730 oder 31 sei einmal bei dem Herzog von Richelieu über Tafel von den Thaten des Mädchens und dem epischen Gedicht die Rede gewesen, worin ein Poet des vergangenen Jahrhunderts, Chapelain, sie besungen hatte. Man habe sich über dieses Gedicht auch darum lustig gemacht, weil es das kriegerische Mäd-

Wallon hat eine unleidliche Verquickung der heterogensten sagenhaften, poetischen und tatsächlichen Elemente mit stilistischer Kunstfertig-

chen als eine Heilige fasse, und der Herzog habe geäussert, wenn Voltaire den Stoff behandelt hätte, würde er sicherlich seinen Vortheil besser verstanden haben. Voltaire habe erwidert, er würde wohl überhaupt kein ernsthaftes Gedicht daraus gemacht haben; es liege in der Geschichte dieses Mädchens auf der einen Seite zu viel Triviales, auf der andern Seite zuviel Entsetzliches, er glaube, dass der Stoff sich eher für die komische, als für die heroische Gattung eignen würde. Von allen Seiten habe man nun ihm zugesprochen, eine solche Bearbeitung zu liefern; nach einigem Sträuben habe er sich daran gemacht und nach kurzer Zeit derselben Gesellschaft die vier ersten Gesänge der Pucelle vorgelesen.“ Voltaire kommt wiederholt auf seine Heldin zu sprechen: im philosophischen Wörterbuch in einem eigenen Artikel; im Versuch über den Geist und die Sitten der Völker in dem Capitel über die Zeiten Carl's VII. und sonst noch gelegentlich. „Man mache nur,“ sagt er einmal, „aus Johanna keine Inspirirte, sondern nur eine beherzte Idiotin, die sich für inspirirt hielt; eine Dorfheroine, die man eine grosse Rolle spielen liess; ein muthiges Mädchen, das Inquisitoren und Doctoren aus feiger Grausamkeit verbrennen liessen.“ — Man weiss, was Voltaire's frivoles Genie aus der Pucelle gemacht und was unter den reinen Götterhänden des deutschen Schiller aus ihr geworden. Aber Voltaire hatte für seine Zeit Recht, wie Schiller, der Dichter der keuschen Schönheit für alle Zeiten. Ein so geheimnissvolles Object, wie es Johanna in der

keit zusammengepfuscht und gibt dieses Ding nun mit der Prätension des Akademikers für eine geschichtliche, quellenmässige Darstellung — und siehe da, Frankreich preist es als Meisterstück moderner Geschichtsschreibung! Besonders entzückend wird die „absolute Aufrichtigkeit des Verfassers“ gefunden und „sein Muth, der ihn nicht vor dem Uebernatürlichen zurückschrecken liess“. (Notabene: ich citire hier bloss französische Stimmen!) „Mit wissenschaftlicher Keuschheit constatirt er das Wunder und erdrückt mit seinen Beweisen (!) den Skepticismus.“ — „Wenn man die Lektüre dieses Buches beendet hat, fühlt man recht lebhaft, wie dringend nothwendig es war, dass Frankreich auf wunderbare Weise von der Herrschaft der Engländer befreit wurde, da England ein Jahrhundert später sich brutal von der katholischen Einheit lossagte und man kommt zu dem Schluss, dass durch den Sieg der Johanna in Wirklichkeit die christlichen Nationen insgesamt erlöst wurden.

französischen Geschichte ist, ist gleich geeignet für die tiefste Poesie wie für den flachsten Spott nicht allein, sondern auch, wie Wallons Werk bezeugt, für die gemeinste literarisch-politische Kannegiesserei und die clerical-nationale Agitation des rachedürstenden Volksgeistes.

Wie man sieht, ist dieses Buch nicht allein das Werk eines erleuchteten Gelehrten, sondern auch das eines Franzosen, eines Christen; es ist nicht allein ein Buch der Wissenschaft, sondern auch ein Glaubensbekenntniss.“ — „Es wendet sich an alle Classen von Lesern und die vornehme Welt wird nicht weniger Vergnügen daran finden, als die Gelehrten. Ganz besonders aber eignet es sich für junge Männer, sowie für alle diejenigen, welche durch die Erinnerung an die vergangenen Niederlagen und die Hoffnung einer besseren Zukunft im Innersten bewegt sind. Johanna zeigt uns (und das ist die Moral dieser zeitgemässen Geschichte!) wie eine grosse Nation Rache nehmen kann und wieviel Glauben, Tugend und Gottvertrauen dieses edle Unternehmen (*noble entreprise*) erfordert. . . . Diese Lektion verdient gehört, dieses Beispiel befolgt zu werden!“

O es wird befolgt werden, dieses Beispiel — *mutatis mutandis* natürlich! Die Legitimisten und Bonapartisten, ja selbst die Orleanisten zählen bestimmt auf die Leistungsfähigkeit dieses Mädchens, denn diese wundermächtige Heldin ist heute niemand anders als — die Kirche.

Die Kirche verfügt über die hinlänglichen

spirituellen und materiellen Mittel, um jenen Enthusiasmus, jenen lenksamen Eifer bei der Masse der französischen Bevölkerung wachzurufen und bis zum hitzigsten Aufflammen zu schüren, womit allein der letzte Rest der republikanischen Passion zu besiegen ist. Dass es mit dieser Passion ohnehin nicht sonderlich weit her ist, bewies das im Ganzen zwar wortreiche, aber doch recht schwachmüthige Benehmen der Republikaner unmittelbar nach dem tyrannischen Coup Mac Mahon's am 16. Mai. Fürwahr, ein so excessiver Hochdruck, wie ihn da der Marschall auf das republikanische Bewusstsein der Nation ausgeübt, hätte — nehmen wir einmal ein englisch-technisches Bild — den gewaltigsten Newcastler Dampfkessel zum Explodiren bringen müssen. Statt dessen gab es bloß ein oratorisches Raketengeknatter, das den berühmtesten Paul de Cassagnac, diesen bonapartistischen Klopffechter,²²⁾ zu den frechtesten Invectiven reizte und Gambetta, den stärksten Republikaner, nach der Sitzung in Ohnmacht fallen liess.

²²⁾ Siehe die von Erich Samber sehr geschickt gezeichnete Silhouette dieses politischen Raufbolds in dem „Deutschen Montags-Blatt“ vom 25. Juni 1877.

Dass die Sympathien für den Republikanismus durch die für ihre Interessen fürchtende, weil im Fette sitzende Bourgeoisie nicht gehoben werden, begreift sich. Man erinnere sich nur an das Raisonnement jenes Pariser Banquiers, das auf folgendes Bekenntniss hinauslief: „Wer bestreitet denn die Vorzüge der republikanischen Verfassung? Ich selber bin manchmal ganz Republikaner. Sehen Sie, stecke ich die Hand in die rechte Hosentasche, worin mein Geld ist, so macht die Berührung mit dem kalten Metall mich zittern, ich fürchte für mein Eigenthum und ich fühle mich monarchisch gesinnt; stecke ich dagegen die Hand in die linke Hosentasche, welche leer ist, dann schwindet gleich alle Furcht und ich pfeife lustig die Marseillaise und stimme für die Republik!“

Immerhin giebt es noch Tausende in Frankreich, welche sich für ihr republikanisches Ideal in warmer Begeisterung erhalten und auf die Grundsätze von anno 1789 schwören. Gegen diese wäre die dynastische Reaction unvermögend, wenn nicht die Rotte der Clericalen unausgesetzt den Vorwurf des politisch-socialistischen Radicalismus und des Atheismus gegen die Schwärmer erhöhe und die Gläubigen aufforderte, das angeblich ge-

fährdete Heiligthum der Kirche, der Familie und des Besitzes gegen sie zu vertheidigen.

Alle Regierungen von Napoleon dem Ersten abwärts haben im Clerus einen Verbündeten für ihre Herrscherpläne, in der Kirche ein Piedestal für ihren Machtgötzen gesucht. Wir wissen, dass im bunten Wechsel der Herrscher und Herrschaftssysteme wahrhaft liberale Regierungen nicht länger als durchschnittlich zwei Jahre währten. Die Reaction gewann immer wieder Oberwasser und ihre Mühlen klapperten kecker als zuvor und zwar stets mit Hilfe der Priester und der weitverzweigten, jede Selbstständigwerdung des Volksgeistes vereitelnden kirchlichen Einflüsse. An ihrem Theile trachteten dann die schwarzen Bundesgenossen dahin, selbst die Herren spielen zu können und Fürsten und Volk gleicherweise unter den Krummstab zu beugen. In diesen wechselseitigen Bestrebungen liegt die Erklärung des Haupttheils der modernen Geschichte Frankreichs beschlossen.

Selbst die liberalen Regierungen wollten oder konnten bei der ihnen beschiedenen kurzen Dauer nichts thun, um die ausschweifenden Machtgelüste der Clericalen nachdrücklich zu zügeln, wie die

oben erwähnte Rechtfertigungsrede Jules Ferrry's bezeugt. Unvermögend, wie sie sind, mehr zu erreichen, sehen die Republikaner heute noch im Concordat ihr Ideal kirchenpolitischer Regelung! Nicht einmal die Herren Gambetta, Simon und Compagnie scheinen dahin gelangt zu sein, sich von dem wahrhaften Verhältniss der Kirche zum Staate exacte Rechenschaft geben zu können, und ganz besonders scheint von ihnen noch unbegriffen zu sein, dass nicht erst mit dem Staatsstreich vom 16. Mai, sondern schon mit der Auflösung der gallicanischen Kirche, mit der Verkündigung des Syllabus und der Infallibilität des Papstes, Frankreich das eigentliche Patrimonium St. Petri in Europa geworden ist. Das ist die thatsächliche Lage und nur die doctrinäre Verblendung, der Phrasenliberalismus und die simple eselsgraue Dummheit sind ausser Stande, sie zu begreifen.

Es ist erstaunlich, wie zerfahren, inconsequent, nebelhaft die bedeutendsten französischen Publicisten auf ihrem liberalisirenden Principiengaul herumfuchteln, welche romantische Sprünge sie machen, wenn sie auf das bequeme Feld von der Freiheit der Kirche gerathen. Dass die von diesen Biedermeiern gefeierte Freiheit für die Kirche nichts

anderes bedeutet als Freiheit des Herrschens, Freiheit des Monopols, Freiheit despotischer Gewaltthat, gewahren sie nicht, obschon die Thatsachen der Völkergeschichte gerade in dieser Beziehung von einer überwältigenden Unzweideutigkeit sind. Und erst in Frankreich selbst! So oft für die französischen Unterthanen die Freiheit als eitler Name, als täuschende Aufschrift, als höhnendes Trugbild sich erwies, für die Kirche war sie allzeit eine ununterbrochene in tausend verborgenen und offenen Weisen wirkende Realität. Wenn in Momenten revolutionärer Tobsucht heute der Plebs verrückt genug war, einigen Dutzend Pfaffen die Köpfe abzuschlagen, so kroch er doch morgen wieder um so zerknirschter zu Kreuze und die Blutsaat trug für die Kirchenallmacht die kostbarsten Früchte.

Einen einzigen Franzosen kennen wir, der in seinen Schriften bewiesen hat, dass er diese Frage durchaus richtig begriff — und dies ist der Expriester E. Michaud. Der unermüdliche Mann hat ganze Folianten über dieses Thema geschrieben, die von der Polizei des liberalen Landes natürlich gar emsig studirt und meist confiscirt, von der Kirche sofort mit dem Interdict belegt wurden.

„Der französische Pseudoliberalismus,“ ruft er

aus, „ist ein trojanisches Pferd zum Gebrauch und Vorthail der Römlinge: Weit entfernt dem Volke die wahre Freiheitslehre zu bieten, bewirkt er die Vernichtung der Freiheit, weil er unter falschem Scheine den Staat um seine Hoheitsrechte betrügt zu Gunsten der römischen Kirche. Diesem Pseudo-liberalismus hat es letztere zu verdanken, wenn sie auf ihr Banner die Devise setzen kann: Mit der Freiheit gegen die Freiheit! und wenn nichts sie in ihren staatsverbrecherischen Plänen stört. Jedem, der es nur hören will, schreit sie es in's Gesicht, dass sie die Freiheit der Revolution acceptirt, um die Freiheit zu ersticken. Und unsere liberalen Männer stehen da mit verschränkten Armen, der angenehmen Ueberzeugung voll, dass die Freiheit ja stark genug sei, um sich selbst zu vertheidigen!“

Dieser halsbrecherische Irrthum beruht auf der Verwechselung der Freiheit der Kirche mit der Freiheit des Glaubens und der religiösen Freiheit überhaupt — eine Verwechselung, der man auch in Italien und Deutschland in der Presse wie in den Kreisen der Volksvertreter und Staatsmänner leider noch allzuhäufig begegnet und die zu den confusesten Gesetzesvorschlägen verleitet.

Der Papst ist das Oberhaupt einer wesentlich politischen Association wider die liberale Politik der modernen Zeit, wider die Hoheitsrechte des Staates, wider die freie civilisatorische Entfaltung der bürgerlichen Gesellschaft, wider die vernünftige Selbständigkeit des Individuums. Die Religion, wie sie heute von den tiefsinnigsten und edelsten Geistern der Menschheit begriffen wird, hat mit dieser Association ganz und gar nichts zu schaffen, und selbst die traditionelle Religion, wie sie durch die Gewohnheit in den Köpfen der grossen Masse weiter vererbt und in den staatsrechtlichen Ordnungen noch als officielle behandelt wird, dient der Papstkirche nur als Flagge, um die politische Contrebande zu decken. Dabei ist nicht ausgeschlossen, dass sich die mehr oder weniger hierarchisch geschlossenen ketzerischen Religionsgesellschaften, in erster Linie das orthodoxe Lutherthum, darin gefallen, ihre Häuptlinge gleichfalls päpsteln zu lassen, wenn und soweit es gerade in den Kram passt. „Es ist kein Pfäfflein noch so klein, es möchte wohl ein Päpstlein sein,“ versichert das Sprichwort. Und Luther selbst, der grosse Mensch, der sich von den kleinen Köpfen und Tröpfen, die sich nach seinem Namen nennen,

soviel Schmach nach seinem Tode muss anthun lassen, sprach das andere Wort: „Die schändliche Hoffart und Ehrgeizigkeit in der Theologia ist ein Zunder alles Uebels und ein fressend Feuer, die Alles verzehret und wegnimmt.“²³⁾

Einer der salbungsvollsten und geschwätzigsten Zunftmeister der liberalisirenden Charlatanerie im heutigen Frankreich ist der Professor Laboulaye. In Italien fehlte es nicht an weichmüthigen Faselhänsen, die sich zum Sprachrohr der Laboulaye'schen Offenbarungen hergaben und ihrem Einflusse darf es zum Theil zugeschrieben werden, dass das vom italienischen Parlament schon genehmigte Gesetz wider die Missbräuche geistlicher Amtsgewalt vom Senat (es war im Februar 1877) verworfen wurde.

Laboulaye's und seiner Schulgenossen Freiheitsdoctrin gipfelt in dem Satze: „Gebt der Kirche die Souveränität über die Seelen zurück und ihr eigenes Interesse wird sie zur Alliirten der Freiheit machen!“

Souveränität über die Seelen!! Himmlische Einfalt!

²³⁾ Dr. Martin Luther's Tischreden oder Colloquia. Auswahl für das deutsche Volk. 2. Aufl. Berlin 1877. S. 44.

O Friedrich Schiller, wie hast du den Nagel auf den Kopf getroffen mit dem geflügelten Wort: „Gegen die Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens.“ Die Dummheit, das ist der wahre Fels Petri, worauf die Fundamente der Kirche unerschütterlich ruhen. Zu den Dummen gesellt sich der Schelm, der eine so feine Witterung hat wie die Maus, die den Speck ahnt. Und die Schelmerei fixirt sich als historisches Recht, denn Abraham zeugte Isaak. Isaak zeugte Jakob u. s. w. u. s. w.

* * *

Das Unheil ist kaum auszudenken, das die clericale Reaction schon über die Menschheit gebracht hat. Man braucht nur die Worte: Bartholomäusnacht, Alba's Bluturtheile, dreissigjähriger Krieg, Torquemada, Verschwörung Zriny's, Schlachtbank von Eperies — auszusprechen und der Menschheit grösster Jammer kehrt uns das Herz im Leibe um. Erdbeben, Wasserfluthen, Lavaströme, schwarzer Tod, Cholera und der ganze Apparat des Terrorismus einer blind waltenden Natur sind Stümperei gegen die Zerstörungswuth, welche die von der Religion mit Bewusstsein des Mittels und Ziels im Menschen entfesselte Bestie geübt hat.

Selbst der milde Hartpole Lecky constatirt in seiner „*History of the rise and influence of the spirit of Rationalism in Europe*,“²⁴⁾ dass die Kirche Rom's „mehr unschuldiges Blut vergoss, als irgend eine andere Institution, die je unter Menschen bestanden hat.“ Und selbst dieses Blutmeer scheint immer noch nicht das Schlimmste zu sein neben dem unberechenbaren Schaden, welcher über Rad und Galgen und Scheiterhaufen der Gemordeten hinweg der Sittlichkeit der Ueberlebenden zugefügt wurde! Schauerlicher noch als die Schrecken des Todes ist das geschändete Dasein der Lebendigen, geschändet durch die infamen Maassregeln des Unheils, zu welchen die „Religion des Heils“ gegriffen, um ihre Machtgier zu befriedigen

Schmählichen Anblicks lag auf Erden das Leben der
Menschen

Unter der Religion gewaltsam niedergetreten,
Die vorstreckte das Haupt aus himmlischen Bezirken,
Mit entsetzlichem Blick herab auf Sterbliche drohend — —

²⁴⁾ Deutsch von Dr. H. Jolowicz unter dem Titel: „Geschichte des Ursprungs und Einflusses der Aufklärung in Europa.“ 2 Bde. Leipzig und Heidelberg 1873. Neben Bukle's „Geschichte der Civilisation“ eines der tüchtigsten Werke der neueren englischen Literatur.

Doch das ist die Vision eines „heidnischen“ Dichters nur, des allem Religionsthum abholden Lucretius! mag man einwenden. Wohlan, citiren wir einen „christlichen“ Poeten, den ehrwürdigen Friedrich von Logau, der zu der von den Priestern gepredigten These von der „Zukunft Christi“ voll bitteren Humor's bemerkt:

Christus, durch sein erstes Kommen
Hat des Teufels Reich genommen;
Kommt er jetzt nicht bald hernieder,
Kriegt der Teufel Alles wieder.

Und derselbe an einer andern Stelle:

Päpstlich, Luth'risch und Calvinisch,
Diese Glauben alle drei
Sind vorhanden; nur ist Zweifel,
Wo das Christenthum denn sei?

In allen Zungen, in allen Dichtarten kehren die Weherufe der Poeten wieder; wie könnten sie auch verstummen, die da im verklärten Sonnenlichte wandeln, diese wahren Propheten und Genien der Humanität, während in den von theologischen Miasmen erfüllten Thälern die Völker sich Schritt für Schritt, mit ungeheuren Opfern an Gut und Blut emporringen müssen, die Ketten brechend, in die sie die tausendjährige Kirchentyrannei geschmiedet?

Unserm Platen noch brach bei diesem Anblick
das energisch donnernde Wort aus schmerzlich er-
griffener Seele:

Teuflische Heuchler! Ihr macht mit der Rechten das
Zeichen des Kreuzes.

Doch mit der Linken indess schlagt ihr die Völker
an's Kreuz. —

In keinem Lande des Abendlandes hat die
Kirche mit der Volkssittlichkeit, mit dem Leben
und Wohlbefinden Andersgläubiger ein so frevel-
haftes Spiel sich erlaubt, als in Frankreich und
zwar bis in die neue Zeit herein.

Es ist daher billig, dass wir, bei der strate-
gischen Bedeutsamkeit dieses Landes für die cleri-
cale Schilderhebung einerseits und bei der damit
verbundenen Rachepolitik Deutschland gegenüber
andererseits, dass wir, meine ich, unsere Betrach-
tung bei diesen gefährlichen Nachbarn etwas länger
verweilen lassen.

An der Hand eines sehr tüchtig geschriebenen
Aufsatzes, den die gewiss nicht im Geruch der
Franzosenfeindlichkeit stehende „Frankfurter
Zeitung“ am 3. Juli 1877 publicirt hat,²⁵⁾ lassen

²⁵⁾ Im Feuilleton der Nro. 184: „Paul Louis Courier,
der Pamphletist der französischen Bourgeoisie.“

wir uns ein Bild von den Zuständen Frankreich's unmittelbar nach der Schlacht von Waterloo entrollen, was heute gewiss von Belehrung sein wird. Der Leser wird sich zu ergiebigen Nutzenwendungen rüsten müssen.

Am Tage nach der Schlacht von Waterloo schlug die grosse Stunde der Rache für alle diejenigen, deren Uhr im Jahre 1789 für immer abgelaufen schien: Junker und Pfaffen, Gegner des Fortschritts, Todfeinde der Republik u. s. w. Ein Vierteljahrhundert lang hatten sie ihren Hass im Herzen verschliessen müssen — und jetzt endlich konnten sie ihn wie eine vulcanische Eruption losbrechen lassen. Ein Jubel sonder gleichen empfing von ihrer Seite die Rückkehr der dem besseren Volke so verhassten Bourbonen und die Neuaufrichtung des Königthums. Die heissersehnte Restauration begann. Alle Schleussen der Reaction wurden aufgezogen; der „weisse Schrecken“ forderte seine Opfer. Strafos, ja mit Aussicht auf Belohnung konnte man voll Berserkerwuth über Republikaner und Bonapartisten, Protestanten und Juden herfallen.

Im Süden Frankreichs, wo der religiöse und politische Fanatismus, die Privatleidenschaften und

Localgehässigkeiten von je am üppigsten wucherten raste die Reaction am wahnsinnigsten. Während in den übrigen Landestheilen die Niederlage des Kaisers nur den patriotischen Gedanken einer Fortsetzung des Widerstandes gegen die fremden Siegesmächte entzündete, rief man hier voller Jubel: „Es lebe der König!“ — und das Signal zum Morden und Plündern war gegeben.

Die Botschaft von Waterloo gelangte Sonntag, den 25. Juni nach Marseille. Sofort rotteten sich die Banden zusammen und der General Verdier zog sich mit der Garnison angesichts der bedrohlichen Folgen der Hiobspost auf das Hauptquartier in Toulon zurück. Dieser feige Streich lieferte am Abende desselbigen Tags die wehrlose Stadt in die Schurkenhände der royalistischen Banden. Es ging grauenhaft her.

In Avignon wurde der Marschall Brune, der das Hauptquartier von Toulon commandirte, auf der Durchreise nach Paris von den Pöbelhaufen angefallen und im Gasthof, in den er sich flüchtete, niedergeschossen. Als man ihn im Sarge bestatten wollte, wurde der Leichnam herausgerissen, geschändet und in die Rhone geworfen.

In Nimes, der Hauptstadt des Du Gard-

Departements ging es noch schlimmer zu. Hier gesellte sich zum politischen der religiöse Fanatismus. Die Revolution hatte den Protestanten Gleichberechtigung mit den Katholiken verschafft und der Kaiser sie bestätigt. Zweifünftel der Bewohner des Departements waren protestantisch und — imperialistisch. Nach der Niederlage des Kaisers sollten sie nunmehr dafür büssen. Es wurden förmliche Proscriptionslisten aufgelegt, die Gewaltakte systematisch organisirt. Heute wird der erschossen, morgen jener, heute wird dieses, morgen jenes Haus in Brand gesteckt. Traphemy und Trestaillon waren die infamsten Mitglieder des Comité's; sie besorgten die Executionen. Als gute Christen enthielten sich die Mordgesellen an Sonntagen der Blutarbeit. Dafür übernahmen aber dann die Weiber das fromme Rachewerk. An Mariä Himmelfahrt fielen jene Megären über die Frauen und Töchter der Protestanten her, schleppten sie auf die Strasse, entblössten und prügelten sie. Die Stöcke, welche dabei gebraucht wurden, hatten Eisenbeschläge in Form der bourbonischen Lilien und man nannte sie desshalb „*le battoir royal*“, der königliche Schläger.

Trestaillon besass eine Schwester, die nach

dem grossen Landhaus lüstern war, das einem Protestanten gehörte. Was thut Trestaillon? Am helllichten Tage erschießt er den Besitzer auf offener Strasse, vertreibt die unglückliche Wittwe und übergibt das gewünschte Landhaus seiner Schwester. Das royalistische Comité genehmigte jedes Verbrechen. So ging es fort bis Ende Juli. Gelegentlich der Kammerwahlen gegen Ende August erneuerten sich die Protestantenmorde. Erst als im November 1815 die österreichischen Occupationstruppen einzogen, erreichte das Morden und Brennen seinen Abschluss. Später erschien des Königs Neffe, der Herzog von Angoulême und that, als wolle er die Mörder zur Verantwortung ziehen — aber die ersten Frauen und ersten Priester der Stadt erschienen und legten Fürsprache für sie ein!

Die Beamten wollten oder wagten nicht einzuschreiten. Priesterschaft und reactionäre Bourgeoisie rieben sich vergnügt die Hände über die Vernichtung der Gegner. Und die Richter? Die hatten wohl vollauf zu thun. Aber nicht als Kläger, sondern als Verklagte erschienen vor ihnen die Protestanten. Sie hatten dem Wolf das Wasser getrübt, sie Händel gesucht, sie Gewaltstreiche begangen.

Ueberall im Lande füllten sich die Gefängnisse mit „Verdächtigen“. Die Bourbonenfehde wurde auf breitester Grundlage gehandhabt von den royalistischen Comité's und Freicompagnien. Privatrache, Habsucht, bestialische Mordlust feierten ihre Orgien. Von Oben herab wurde diesem verbrecherischen Irrsal aller Vorschub geleistet.

Die Emigranten, die aus langer Verbannung heimkehrenden Adelligen bestürmten den König mit den anmassendsten Forderungen, begehrten ihr verlorenes Vermögen zurück, die alten brillanten Stellen und neue dazu. Die Junker geberdeten sich bornirter und frecher, als je. Aus ihrer Partei wählte der König seine Rathgeber, seine Minister. Das erste, was die neue Regierung vornahm, war die Reinigung des Officiercorps und des Beamtenstandes. Die missliebigen Elemente wurden ausgestossen, vor die Thür gesetzt. Bis zum Briefträger, Nachtwächter, Postillon erstreckte sich diese Operation. Auch der Richterstand wurde ausgeputzt; da es bei ihm aber nicht ganz so leicht ging, so griff man zu einer ausserordentlichen Maassregel: man führte sogenannte Prevotalhöfe ein, die im amtlichen Abstempeln aller erdenklichen Gewaltakte, im summarischen Durchführen der

schreiendsten Rechtsverletzungen Unglaubliches leisteten.

Den schmachvollsten Anblick bot die Landesvertretung, die Kammer dar. Mit Hilfe einer von einem Jesuiten gegründeten Congregation, einer durch das ganze Land verzweigten ultramontanen Gesellschaft setzte sie vor allen Dingen die Kirche wieder in ihre verlorenen Rechte ein. Sodann sanctionirte sie eine Reihe von Gesetzen, durch welche die von Louis XVIII. gegebene Constitution so gut wie aufgehoben wurde. Auch den Gräuelthaten des Südens gegenüber war das Verhalten der Kammer ihrer selbst würdig. Zwei Monate lang schwieg die Presse und die Kammer gleichfalls. Da erübrigt endlich der Deputirte d'Aguesseau den Muth zu den schüchternen Worten: „Es heisst, im Süden seien Protestanten ermordet worden“, und siehe, von allen Bänken bricht das Geschrei los: „Das ist unwahr! Das ist falsch! Zur Tagesordnung! Zur Tagesordnung!“ Und die braven Herren Deputirten gingen zur Tagesordnung über

Dem Könige wurde doch bei dieser Wirthschaft bange und im September 1816 löste er diese Kammer auf, die in den Annalen des französischen

Parlamentarismus den Namen „*Chambre introuvable*“, das heisst Kammer, wie sich keine zweite mehr finden lässt, führte. Die Freunde der Freiheit athmeten einigermassen auf. Da trat ein fatales Ereigniss ein, das der Reaction neue Schwungkraft verlieh: der Fanatiker Louvel ermordete Carl's X. zweiten Sohn, den Stammhalter der Bourbonen, um die verhasste Dynastie in ihrem letzten Sprössling auszurotten. Diese ungeheuerlichen Zustände währten bis 1830. Der unterdrückte Volksgeist fühlte die tiefe Schmach und er gab Béranger seine Spottlieder, Courier seine giftigen Pamphlete ein. Die Gegner der ultramontanen Kirche und des Bourbonenthums fanden sich allmählig zusammen zu einer wuchtigen Opposition, aus deren Lenden die Julirevolution hervorbrach, eine Befreiungsthat, die das Feld für neue Regierungsexperimente säuberte.

Und heute? Frankreich thäte gut daran, nach einem halben Säculum die Geister seines gemordeten Pamphleten-Classikers auf's neue zu erwecken, Cassagnac kann nur durch Courier überwunden werden.

Der Kreuzzug.

Wer das Schwert ergreift, soll durch
das Schwert umkommen.

Jesus.

Welches sind die Kräfte, die Allianzen, über welche das Abendland verfügt pro und contra Rom?

Die Frage ist erwägenswerth. Beginnen wir unsere Umschau mit dem Zarenreich. So weit es schismatisch ist, kann es für den Vatican nicht in Betracht kommen. Wenn aber heute die päpstliche Abenteuerer-Politik ihren Kriegsruf durch Einsetzen des römischen Hebels in die Volksmassen zur Wahrheit machen und sich mit den himmlischen Heerschaaren, mit den Seraphim und Cherubim, mit den plappernden und knierutschenden Jubelpilgern nicht mehr begnügen wollte, dann könnte für Russland nur Polen in die Wagschale fallen.

Das unglückliche Polen jedoch — unglücklich weniger wegen seiner Unterwerfung unter die Moskowiter, als vielmehr, weil es dem fatalen Aberwitz des Clericalismus verschrieben ist — würde wahrlich kein grosses Gewicht repräsentiren. Mit dem russischen Patriotismus der Polen mag es so zweifelhaft bestellt sein, als es nur will, seit der Papst für die Siege der türkischen Waffen seine Gebete gen Himmel schickt, hat er sich auch die Sympathien der polnischen Katholiken einigermaßen verscherzt. Jawohl, soweit hat es die römische Kirche gebracht, dass sie für den lieben Bruder in Muhamed, den türkischen Christenfresser, in ängstlicher Besorgniss den Himmel mit Bitten und Flehen bestürmt! Der Grosstürke und der Pontifex senden sich heimlich Grüsse und Glückwunschsreiben voll rührender Herzlichkeit! Die haben sich zum — Fressen lieb, sagte mir neulich ein dem Vatican nahestehender Publicist, des bedrohten Mammons wegen.

Infolge dieses — platonischen Verhältnisses zwischen Vatican und Serail sind die Beziehungen des heiligen Stuhles mit Russland äusserst gespannt, so dass es kaum überraschen dürfte, wenn über kurz oder lang der extraordinäre politische Geschäftsträger beim Vatican, Fürst Urussow,

an den Newastrand zurückgerufen würde. Seine Anwesenheit in Rom war von Anfang an unverständlich und unnütz. — ²⁶⁾

Deutschland's Stellung zum Vatican ist seit langer Zeit klar und bestimmt. Da ist keine Rede mehr von einem Vertreter des Reichs bei'm heiligen Stuhl. Ueber diese leere Höflichkeit ist man hinaus. Das particularistische Bayern bezahlt allerdings dem Grafen Baumgarten einen römischen Aufenthalt, aber der Herr Graf repräsentirt nichts weiter, als eine zusammengeschrumpfte isolirte Hofcamarilla. *Tempi passati.*

²⁶⁾ Neuerdings (Juli 77) brachten angesehene deutsche Blätter, wie die Kölner Zeitung u. a., römische Telegramme, welche von einem zwischen Russland und der Curie erzielten hochwichtigen Uebereinkommen berichteten. Thatsächlich reducirt sich dieses Uebereinkommen auf folgendes: Ein polnischer Bischof, der als russenfreundlich gilt, reichte der Curie eine Denkschrift ein, worin auf weitergehende Concessionen an die russische Regierung bestanden und besonders das Ersuchen betont wird, der Papst möge dahin wirken, damit endlich die bitterböse Opposition, in welcher sich der polnische Clerus Russland gegenüber gefalle, aufhöre. — Der Vatikan antwortete, dass die Kirche weit entfernt sei, die — Rebellion zu ermuthigen! — Das wurde als versöhnliche Stimmung gedeutet und man schritt zur Beilegung einiger geringfügiger Schwierigkeiten kirchlich administrativer Natur.

✓ Mit dem Kaiser versuchte vor ein paar Jahren der Papst eine persönliche Correspondenz einzufädeln. Die Welt hat zu ihrer Freude bald erfahren, wie ein deutscher Kaiser auf päpstliche Arroganz zu antworten versteht. In den Bauernhäusern meiner fränkischen Heimat habe ich gesehen, wie man vergnügt des Kaisers Antwort aus den Zeitungen schnitt und unter Glas und Rahmen neben den französischen Schlachtenbildern an die Wand hängte. In den protestantischen Landestheilen versteht man mit dem Ultramontanismus keinen Spass. Das Andenken an die Reformation lebt noch in den muthigen Herzen und freien Köpfen. Anders bei den unter dem Krummstab seufzenden, im dichtesten Kirchenschatten wohnenden, von einer zügellosen Pfaffenpresse verhetzten Provinzen.

tempi
passati

Die verschiedenen Phasen des durch die preussischen Maigesetze eingeleiteten Conflicts zwischen Staat und Kirche sind noch in aller Gedächtniss. Hierüber ist kein Wort zu verlieren, als das der Klage, dass so viel Liberale so gar bald die Kulturkampfmüden gespielt.

Nunquam retrorsum! muss die Losung bleiben.

Ob am Tage der Entscheidung der Papst zuverlässig auf die grossmäuligen Ergebenheitsver-

sicherungen der Häuptlinge des deutschen Ultramontanismus zählen darf? Ob das eiserne Pflichtgefühl, das die Katholiken so gut wie die Protestanten in den Kämpfen des Vaterlandes mit äusseren Feinden seither so ruhmreich bewährten, zerschmelzen wird wie Schnee vor der aufreizenden Gluth des römischen Papstthums?

Ich habe die feste Zuversicht, dass das gesammte deutsche Volk, vor die Wahl gestellt: ob Kaiser oder Papst? aller pfäffischen Hadersachen vergessen und wie Ein Mann zu seinem Kaiser stehen wird. Die deutsche Treue ist kein leerer Wahn. Unsere Römlinge mögen sich in Acht nehmen. Die tausendfach verdiente Lection wird für sie nicht ausbleiben. Aber bis die Stunde der Abrechnung schlägt, können sie der Entwicklung des deutschen Volksgeistes noch schlimme Hemmungen genug bereiten, der Volkssittlichkeit noch tiefe Wunden schlagen. Mögen sie es thun. Mögen sie ihr Schicksal vollenden, ihr Maass vollmachen. Zu jedem Gift hat die Natur ein Gegengift geschaffen. Was das Volk fehlt, das bessert es auch. Für jede Schuld hat es sich noch seinen Rächer erweckt

Wie steht es mit Oesterreich? Mir scheint,

dass es heute unter den Freunden der Curie ist, was das von der Consorteria regierte Italien unter deren Gegnern war. Sein Charakter ist nicht mit einem Wort definirbar. Den österreichischen Jubelpilgern hat der Papst einen umständlichen bitter-süßen, nicht warmen und nicht kalten politischen Discours vorgeredet, der in dem resignirten Ausspruch gipfelte: Oesterreich's Mission könne als beendet gelten. Es klang wie ein Nekrolog, den die alte Heiligkeit dem ehemaligen Kameraden hielt. Oesterreich an sich flösst dem Vatican keine besonderen Hoffnungen ein. Der Ausgang des Orientkriegs, die Möglichkeit einer werthvollen Allianz (werthvoll natürlich nur für den Vatikan, den alten Moloch) können die Bedeutung Oesterreichs für die reactionäre Politik heben. Heute will Oesterreich mit Niemand das Spiel sich verderben; es hat ein Lächeln für jede fremde Macht, einen wohlwollenden Händedruck für die disperatesten Projektmacher, aber es selbst ergreift keine Initiative, sondern hält sich in beobachtender Reserve. Ist es Weisheit oder Verlegenheit? Werfen wir einen Blick auf die Vergangenheit und geben wir einem Oesterreicher selbst das Wort.

„1855 kam das Concordat in's Land, als gerade der Krimkrieg an den Flanken des östlichen Europa's wüthete. Unsere politischen Weltweisen hatten damals keine Zeit, der orientalischen Frage die der Monarchie günstigste Seite der Betheiligung abzugewinnen; sie wählten die bewaffnete Neutralität, welche alle Verhältnisse Oesterreichs zu den Grossmächten verschieben und verderben sollte. Sie hatten keine Zeit, denn der Vertrag mit Rom verschlang ihren sämmtlichen Gedankenvorrath. Als man 1854 über das Concordat verhandelte, erhob der päpstliche Nuntius, Cardinal Viale Praela, eine Reihe von Beschwerden, deren sechster Punkt so gefasst war: es möge gesetzlich festgestellt werden, dass in jenen Gebieten und Kronländern, wo die katholische Religion ausschliesslich vorkommt, dieselbe auch ausschliesslich erhalten und den Nichtkatholiken dort niemals gestattet werde, ihren Cultus auszuüben und die bürgerlichen Rechte zu geniessen. Diese haarsträubenden Forderungen fanden bei dem Grafen Leo Thun und dem Freih. Dr. Alexander Bach willig Gehör. Auf Unkosten des Wohlstandes, der Gewissensfreiheit und der Bildung in Oesterreich musste dieses schwergeprüfte Reich der römischen Curie Bütteldienste thun.

Dem Salpeter gleich, der an der feuchten Mauer anschiesst, setzte sich alsbald überall die schnödeste religiöse Unduldsamkeit fest; Erzbischöfe, Bischöfe und Prälaten hatten sich in den Kronländern tatsächlich der politischen Führung bemächtigt und die Statthalter waren verpflichtet, der hierarchischen Willkür den Arm der Executive zu leihen. Der Staat war buchstäblich an die Kirche ausgeliefert. „Die Staatsgesetze? Wer ist der Staat? Den kennen wir nicht!“ rief der bekannte Jesuitenpater und Missionsprediger Joseph Klinkowström in einer kirchenpolitischen Angelegenheit. Universitäts-Professoren, die bei dem Cultus- und Unterrichts-Ministerium gut angeschrieben sein wollten, versäumten damals nicht die sonntägliche Messe, die österliche Beichte, die sie in derselbigen Kirche ablegten, wo Pater Klinkowström wöchentlich zweimal alle Güter einer tausendjährigen Cultur und alle wissenschaftlichen Gewinnste aus den letzten Jahrhunderten als Schandmale der Menschheit brandmarkte. Die Redefreiheit in den Schulen wurde durch „Vertraute“ überwacht. Wo ein Posten offen war, da drängten sich Renegaten und Ueberläufer aller Art. Die Feudalen und der Clerus gründeten und subventionirten Zeitungen,

welche die „gute Sache“ vertheidigen mussten und für diese Blätter allein war Pressfreiheit da. Den Häscher auf der Fährte, den Aushorcher an der Seite, den Zwischenträger im Angesicht, corrumpirte das öffentliche Gewissen an allen Ecken und Enden — und Tartüffe regierte, Tartüffe galt, Tartüffe mästete sich So mein Gewährsmann.²⁷⁾

Wir wissen, wie fürchterlich diese Zustände ein Decennium nachher an dem unglücklichen Lande sich rächten. Ein Regierungsexperiment jagte das andere, das Concordat wurde aufgehoben, die Gesetzfabrik arbeitete mit liberalem Dampf, aber der Volksgeist fand bis zur Stunde seinen Mittelpunkt, sein Gleichgewicht nicht wieder. Zerrüttung überall: auf dem öconomischen, politischen wie intellectuellen Gebiete. Der Zerfall Oesterreichs

²⁷⁾ Vergl. Emil Kuh in seiner hochinteressanten Hebbel-Biographie (Wien, 1877) Band II, S. 550 — 554 und sonst an verschiedenen Stellen. Damit ist zusammenzuhalten Kürnbergers Ausspruch: „Der Habsburgische Grundgedanke bleibt immer der nämliche: ich bin clerical!“ Drum spielte Oesterreichs Politik stets auf dem Gebiete der Unwahrscheinlichkeiten, der Unbegreiflichkeiten, der Absurditäten, wie dies die „Neue freie Presse“ in einem energischen Leitartikel (10. Nov. 1871) selbst bestätigte.

ist fast zum Dogma geworden — und zwar dem der Pessimisten nicht allein. Winkt Oesterreich noch ein erlösendes Ziel? Wird es den Muth und die Kraft erübrigen, stracks darauf loszugehen? Wird es die Gelegenheit verpassen?

Ein Bäuerlein sass ruhig auf seinem Reisebündel am Flussufer, die Augen auf das Wasser geheftet. Jenseits lag sein Ziel.

Was machst du hier? fragte ein Neugieriger.

Ich warte, bis sich das Wasser verlaufen hat, war die Antwort.

Da kannst du noch lange warten, schloss der Andere und ging seines Wegs. — Die Nacht brach herein und die Wogen gingen höher, denn je

Ueber England sagen wir kein Wort aus Furcht, es möchte zu teutonisch aufrichtig ausfallen und über Spanien und Belgien schweigen wir aus Mitleid.

Frankreich, zu dessen hervorstechendsten Charakterzügen die Eitelkeit gehört, glaubt natürlich im Grunde seines Herzens, dass es durch den Narrenstreich vom 16. Mai sich sehr interessant gemacht und die Augen des Weltalls, die schon

zu lange auf dem Orient geruht, wieder auf sich gelenkt habe. In der That ist es interessant, zu sehen, wie Einer (und was für Einer!!) Präsident der Republik sein und die Republikaner bekämpfen und insultiren, die Kammer der republikanischen Majorität wegen auflösen und für die Neuwahlen allen Einfluss aufbieten kann, um Anti-Republikaner der buntesten Parteifarben durchzubringen.

Wenn man auch im Unvernünftigen nach der Vernunft forschen will, so lassen sich für die Mac Mahonade folgende wahrscheinliche Ursachen annehmen:

Entweder geschah sie der Marschallin und ihrem Beichtvater zu Liebe, dann galt der Coup dem einheitlichen Italien, das die weltliche Gewalt des Papstes wieder herausgeben soll;

oder es war der Einfluss Broglie's und seines Anhanges, der den Streich als nothwendig hinstellte, um mit dem Septennat glücklich bis auf's Jahr 1880 durchzukommen und dann sich eine Wiederwahl zu sichern oder den verschiedenen Kronprätendenten das Feld zu überlassen. In diesem Falle galt der Coup in erster Linie Frankreich selbst und bloss die Consequenzen könnten die auswärtigen Beziehungen berühren.

Ein Drittes ist möglich: dass alle diese Absichten zusammengekommen, also sowohl interne, persönliche Gründe, als auch solche internationaler Natur den Ausschlag für den 16. Mai gegeben haben. Das mag wohl das Richtigste sein.

Bei alle dem aber drückt uns immer noch die Frage: was hat Frankreich als Nation davon? Was will Frankreich?

Es will der orientalischen Frage eine occidentalische an die Seite stellen: es will den Krieg!

So hat das denkende Deutschland und das nicht minder denkende Italien den 16. Mai aufgefasst. Ob noch vor oder erst nach 1880, das bedingen äussere Umstände; innerlich aber steht der Plan fest: Frankreich will den Krieg. Das ist der Angelpunkt der clericalen Schilderhebung. Weder Paris noch der Vatican kann die deutschen Hiebe verschmerzen und die deutsche und italienische National-Einheit ruhig ertragen. Ihr Temperament ist ihr Verhängniss.

Für Frankreich — siehe seine Geschichte! — ist Waffenhandwerk und Waffenruhm, Gloire, das Höchste; nicht durch industrielle, künstlerische, literarische, schöngeistige Leistungen will es seinen Vorrang behaupten, sondern durch Soldaten und

Diplomaten den Traum seiner „europäischen Mission“ verwirklicht sehen. So lange Frankreich eine Macht ist, will es auch eine Uebermacht sein. Nicht allein durch seine gesellige Virtuosität, durch seine intime Liebenswürdigkeit, durch seine künstlerischen Ideen, durch seinen excellenten Geschmack will es die Nachbarvölker zur fried samen Bewunderung hinreißen, sondern vor allem will es dieselben durch sein militärisches und diplomatisches Uebergewicht zu gefügigen Dienern seines Willens, zu Spielbällen seiner nationalen Eitelkeit haben.

Dieses Uebergewicht haben die Deutschen im Jahre 1870, im „*année terrible*“ unauslöschlichen Hasses, in die Pfanne gehauen! Und das sollten die Franzosen gleichmüthig auf sich beruhen lassen, was ihrem Naturell, ihrer Tradition, ihrem gewöhnten Bedürfniss den blutigsten Faustschlag in's Antlitz versetzte? Wer das glaubte, der glaubt auch, dass man eine Wildkatze durch eine Tracht Prügel in ein zahmes, friedsam schnurrendes Hauskätzchen verwandeln kann. Die Kenner der Naturgeschichte glauben das nun eben nicht.

Das ist die einzig zutreffende Erklärung dafür, warum sich ein Volk mit einer Institution ver-

bündet, an welche die Majorität gar nicht ernsthaft glaubt — mit dem Papstthum, in der Hoffnung, mit seiner Hilfe die ersehnte Satisfaction und Rehabilitirung zu finden. Und das Papstthum? Es ist am Verschmachten, seit ihm die weltliche Macht genommen, und es dürstet nach Blut, nach frischem, dampfendem Völkerblut, um sein leeres theokratisches Geäder damit zu füllen, seinen matten dogmatischen Pulsschlag damit zu befeuern und einer Ohnmacht vorzubeugen, die sein Tod sein könnte. Blut! ruft es mit der Kraft des Verzweifelnden, der sein Ende nahen fühlt; gebt mir Blut, lebendiges Blut zu saufen, ehe ich sterbe!

Gib uns deinen Segen, alter Apostelfürst, — antwortet der Franzose — berausche uns mit deinen infalliblen Verheissungen, heiliger Vater; entzünde in uns alle Illusionen eines heiligen Krieges, du Statthalter Gottes auf Erden: und wir wollen dir Blut geben, ein ganzes Meer voll Blut! Jawohl, Blut ist ein ganz besonderer Saft — —

Und nicht nur Mac Mahon ist dieser Franzose, auch Gambetta ist's und jeder, der sich in nationaler Selbstvergötterung in den Staub wirft und Alles zum Opfer bringt „*devant la grandeur de la*

France“! Alle Lectionen des Jahres 1870 haben die Ueberzeugung nicht zu entwurzeln oder auch nur nachhaltig zu erschüttern vermocht, die Ueberzeugung, die heute kühner denn je in jeder französischen Brust ihre Schwingen hebt: wir sind grösser und tapferer, als alle andern, wir sind die erste Nation der Welt. Diese abgrundtiefe Eitelkeit sah von Anfang an in der Katastrophe von Metz nur Verrath, in Wörth nur ein Ungeschick, in Paris nur Heldenthum, antiken Heroismus, im Uebrigen unerklärliches Pech.²⁸⁾

²⁸⁾ Es kann nicht in Abrede gestellt werden, dass die republikanische Partei besonders seit sie den furchtbaren Kampf um die Herrschaft mit der monarchisch-clericalen Coalition des Mac Mahon und Comp. zu kämpfen hat, sich einer bewundernswürdigen Mässigung und Selbsterkenntniss befleißigt. Hugo selbst und Gambetta, Thiers, Favre, Arago und andere Führer der Republikaner betragen sich im Augenblick geradezu mustergiltig und verdienen die lebhafteste Sympathie aller derjenigen, denen die Erhaltung und Entwicklung freisinniger Staatseinrichtungen am Herzen liegt. Allein das Betragen einer Partei in den kritischen Momenten, wo ihr das Wasser bis an den Hals geht, und wo sich's um Sein oder Nichtsein im eigenen Hause handelt, gibt fürwahr keinen Maassstab für die Linie ihres Verhaltens, wenn einmal alle Existenzgefahren beseitigt und die gesammten legalen Machtmittel der Nation in ihren Händen concentrirt sein sollten! Wer sollte so naiv sein zu glauben,

„Preussen hat den Sieg, Frankreich aber den Ruhm!“ schrie damals Victor Hugo in die Welt hinaus und ganz Frankreich applaudirte.

Mit diesem Ruhm ohne Sieg ist's aber ein recht eigenes Ding: das fühlten sie bald. Nun wollen sie sich auch den Sieg holen, der ihnen damals entschlüpfte. Sie wollen der Welt beweisen, dass Frankreich nicht immer Pech haben kann, dass es die Ungeschicklichkeiten zu vermeiden, dem Verrath vorzubeugen, kurz, dass es unbestreitig zu sein versteht, wie ehemals. Das ist

dass die gegenwärtige interne Krisis, möge sie endigen, wie nur immer, die miraculöse Gewalt besitze, die tausendjährigen Grund-Elemente des französischen Nationalcharakters umzuformen? Möge selbst eine *République de pur sang* aus dem gegenwärtigen Chaos hervorgehen, die nationale Ruhmes-Geckerei wird auch sie in Kürze wieder vergiften. Und überdies, war es denn nicht eine französische Republik, die vor noch nicht dreissig Jahren eine römische Republik mordete? Waren es denn nicht französische Republikaner, welche ihre römischen Brüder mit Bomben und Granaten in die Knechtschaft des heiligen Moloch wieder zurückpeitschten? Italien hat wahrlich keine Veranlassung, auf den Respect und die Friedensliebe eines republikanischen Frankreich grosse Hoffnungen zu bauen. Deutschland etwa?? Der Baron von der Goltz hat uns jüngst erst eine nützliche Erinnerung beigebracht in seinem Buche: „Léon Gambetta und seine Armeen“ (Berlin 1877).

der Geist, der sie dem Papstthum in die Arme treibt.

„ Arm in Arm mit dir,

„So fordr' ich mein Jahrhundert in die Schranken.“

Wie wird sich das Jahrhundert, wie werden die Nationen, die es speciell angeht: Deutschland und Italien, wie werden sie sich zu der vermessenen Herausforderung stellen?

* * *

Ein semiseriöses Intermezzo.

Das Jubeljahr war eine Zeit unerhörter Activität für den Vatican, das Hauptquartier, von wo aus alle Fäden der Pilger-Bewegungen gelenkt wurden.

Wie der Director im Vorspiel zum Goethe'schen Faust, so sprach der Commandirende en chef zu seinem Stabe und dessen weitverzweigtem Hilfspersonale:

. Schonet

Prospekte nicht und nicht Maschinen,

Gebraucht das gross' und kleine Himmelslicht,

Die Sterne dürfet ihr verschwenden;

An Wasser, Feuer, Felsenwänden,

An 'Thier' und Vögeln fehlt es nicht —

Die schwarzen Diener entfalteten eine Emsigkeit und eine Plötzlichkeit der Leistungen, dass

man glauben mochte, sie ständen mit dem — Schwarzen selbst in Verbindung. Die Arrangements vor, während und nach den vaticanischen Pilgerfestspielen klappten, wie's im Theaterjargon heisst, als wären sie das reine Teufelswerk.

Die Parole lautete, ebenfalls wie bei Goethe's Theaterdirector:

Das Mögliche soll der Entschluss
Beherzt sogleich bei'm Schopfe fassen
Und keinen Tag soll man verpassen.

So geschah's. Man liess die zehntausend Pilger nicht mir nichts dir nichts mit etwas apostolischem Segen wieder laufen, nachdem man sie ihrer Peterspfennige, Jubelgaben und anderer Spielcontributionen römischer Gläubigkeit entledigt, sondern nahm sie bei'm „Schopfe“ und steckte sie beherzt in die „Miliz Christi“.

Die „Miliz Christi“? *Oui, cher lecteur, la milice de Jésus-Christ.*

Kein Pilger verliess Rom, ohne der Anwerbung verfallen zu sein und das Handgeld in Form eines kreuzförmigen Abzeichens empfangen zu haben. Männlein und Weiblein wurden für die Miliz Christi abgestempelt und ihre Dienstbarkeit ist Zeitlebens unwiderruflich. In Sankt Peter ist

das Centralwerbe-Bureau und die Sakristeien und Pfarrhäuser der katholischen Christenheit sind zu Filialen erhoben worden. O, die Kirche versteht es, Bewegungen im grossen Styl zu organisiren und jeden, der ihr angehört, wieder zum eifrigen Werber zu machen. Jeder „wirbt“ weiter, und die, die trotz innerem Widerstreben dazu gezwungen worden sind, oft am rührigsten — aus purer Schadenfreude oder sonst einem rachsüchtigen Schabernack! Das ist die Stärke der katholischen Unternehmungen, dass sie von Wollenden und Misswollenden gleichmässig gefördert werden.

Die Miliz Christi bezweckt laut dem uns vorliegenden, französisch abgefassten Programm die Inscenirung eines katholischen Kreuzzugs, einer *croisade catholique*. Die Pilgerei in den letzten Jahren war nur das Vorspiel, die Vorübung sozusagen, um die Gläubigen an das Gehen und Geben, sowie an das Ertragen von Strapazen in feindlichen Ländern, wie in dem unwirthlichen, kirchenräuberischen Italien, zu gewöhnen. Die langen Friedensjahre bis zum Hereinbruch der schrecklichen Kirchenverfolgung, die in der schauerlichen vaticanischen Gefangenschaft des Papstes gipfelt, hat auch die Streiter des Glaubens etwas bequem

und kniesteif gemacht. Die Wallfahrten sind als kirchliches Schauturnen zu betrachten, das bis jetzt in den Kreuznacher Springprocessionen seine bekannteste und gefeiertste Eigenthümlichkeit perfectionirt hat.

Um dem Leser, in welchem einen „Kreuzfahrer“ zu vermuthen ich mir nicht erlaube, einen Einblick in die Organisation dieses neuen und gewiss recht stattlichen Kriegsheeres Christi zu verschaffen, theile ich nachstehend eine Uebersetzung des Programms aus dem Französischen mit.

Miliz Jesu Christi.

Katholischer Kreuzzug.

Sanctificetur Nomen Tuum, adveniat

*Regnum Tuum.*²⁹⁾

I. Zweck.

Die Miliz Christi, der katholische Kreuzzug, ist ein frommer Verein, welcher zum Zwecke hat:

1) die sociale Herrschaft unseres Herrn Jesu Christi in dieser Welt wieder aufzurichten;

2) die Rechte der Kirche und ihres erhabenen Hauptes zu vertheidigen;

²⁹⁾ Bekanntlich die beiden ersten Bitten des Paternoster.

3) der mächtigen Organisation der geheimen Gesellschaften, die sich gegen den Herrn und seine Kirche verbündet haben, eine unabsehbare Armee ergebener Katholiken entgegenzustellen, die bereit sind, am hellen Tage mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln jene zu bekämpfen, die nur im Geheimen und in der Finsterniss arbeiten.³⁰⁾

³⁰⁾ Dieser Hieb soll offenbar der Freimaurerei gelten; wie sehr aber die Herren Schwarzen damit in's Blaue treffen, habe ich in meinen andern Schriften, besonders in der dem Bruder in Christo Monseigneur Dupanloup gewidmeten „Die Loge im Culturkampf“, sattsam nachgewiesen. Die moderne Freimaurerei, besonders jener Theil, der auf den Principien des grossen Philosophen Krause weiter baut, ist kein Geheimbund, sintemal die Geschichte, die Statuten, die Zeitungen und selbst die Mitglieder-Verzeichnisse derselben bekannt sind und von jedem, der ein ernstliches Streben hat, erlangt und studirt werden können. Da sich im Augenblick das clericale Frankreich anschickt, die Logen als politische Clubs zu behandeln und zu chicaniren, so dürfte hier die Bemerkung am Platze sein, dass sich jeder freie Mann von gutem Ruf bei seiner Aufnahme in den Bund (und andere werden nicht aufgenommen) auf sein Ehrenwort und Gewissen verpflichtet:

a) Vor allem sich der Humanität in ihrer vollen Bedeutung mit ganzer Seele zu widmen;

b) demgemäss auch alle Pflichten als Mitglied der Familie, der Gemeinde und des Staates gewissenhaft zu erfüllen!

II. Mittel.

„Das Kreuz bleibt einzige Vertheidigung,“ wie Pius IV. sagt. Da in diesem Augenblick die Waffen zur Wiederherstellung der Rechte des heiligen Stuhles nicht angewendet werden können, so werden die Soldaten des katholischen Kreuzzuges durch Gebet, durch Wort und Schrift kämpfen. Sie werden für den Peterspfennig³¹⁾ Propaganda machen; sie werden

Dagegen will nun die „unübersehbare Armeé ergebener Katholiken“ ankämpfen! Mag sie's thun in aller Heiligen Namen! — —

³¹⁾ Prof. E. Zeller in Berlin bemerkt handschriftlich (behufs einer italienischen Uebersetzung) zu S. 127 seines bekannten Buches „Staat und Kirche“ 1873:

„Es ist ja bekannt, dass namentlich der Peterspfennig seinen reichen Ertrag nicht blos der freien Opferwilligkeit der Gläubigen zu danken hat; ja es ist uns ein hochstehender deutscher Kirchenfürst genannt worden, welcher sich in Rom während des Concils bitter beschwerte, dass er seiner armen Diöcese eine so beträchtliche Summe für diesen Zweck abzapressen genöthigt werde, freilich aber nur, um sofort nach seiner Rückkehr die Steuerschrauben auf's Neue aufzuziehen.“ — Das spricht hinlänglich für die Spontaneität dieser katholischen Liebesgabe! Ein Bettel ist der Peterspfennig, schlimmer noch: eine Erpressung. Wenn es noch eines Beweises bedürfte, mit welcher Schamlosigkeit

dahin wirken, dass der Geist des Glaubens sich in der Gesellschaft wieder belebe, indem sie öffentlich die alten christlichen Gebräuche üben. Endlich wird es ihre Aufgabe sein, mit allem Nachdruck die Umtriebe der Sectirer zu enthüllen.

III. Pflichten der Kreuzfahrer.

1) Dieselben haben sich formell zu verpflichten, jedem Werke und jedem Vereine zu entsagen, der von der Kirche verurtheilt ist oder ihrem Interesse entgegen wäre;

2) den Belehrungen des h. Stuhles gegenüber vollkommene Unterwerfung und eine wahrhaft kindliche Gelehrigkeit zu zeigen;

3) jede Woche den Rosenkranz zu beten;

4) oft die Sacramente zu empfangen;

5) den schlechten Publicationen aus dem Wege zu gehen, die guten zu fördern;

6) das Kreuz des Werkes offen zu tragen. —

Voilà tout! Wer sich im Namen des Vaters, Sohnes und heiligen Geistes amüsiren und zugleich den kirchenpolitischen Unternehmungen der göttlichen Statthalterei auf Erden unter die Arme

die Mittel zur clericalen Schilderhebung zusammengestoppelt werden, *le voilà!*

greifen will, der weiss nun, wie er's zweckmässig anzufangen hat. Zur weiteren Belehrung noch Folgendes:

Die Kreuzfahrer zerfallen in Categorien: in die des Gebets, die des Wortes und der Schrift und die der Gaben. Die erste Categorie hat nur fleissig zu beten, die zweite die Werke der katholischen Presse zu verbreiten, die dritte jeden Monat wenigstens einen Franc nach Rom zu schicken und für den Peterspfennig ergiebige Propaganda zu machen.

Die heilige Armee ist in Deginen, Präsidenzen und Priorate getheilt; an der Spitze stehen Commandeure, Gross-Commandeure und General-Grossmeister. Die Geistlichen haben als Directeurs spirituels zu fungiren. Ob die Pfarrersköchinnen zu einer besonderen Charge in der Miliz Christi sich qualificiren, bleibt noch abzuwarten. Die Erprobung und Verwerthung ihrer specifischen Leistungsfähigkeiten bleibt vorläufig, wie bisher, den Dispositionen der einzelnen Pfarrherrn, bei denen sie bedienstet sind, überlassen. Die Kreuzfahrer können sich zahlreiche Indulgenzen zu Nutzen machen.

Die Wendung der Dinge in Frankreich hat dieser neuen Gründung einen ungeheuren Aufschwung gegeben. Massenhafte Beitrittserklärungen sollen bereits erfolgt sein und man schätzt die Zahl der angeworbenen Kreuzfahrer schon auf eine Million. Am stärksten ist die Betheiligung in Frankreich, Spanien und Belgien. —

Italien's Bedrohung.

Paris ist fürchterlich. Ihm ist jede Umwandlung möglich. Sein Erschlaffen gibt Euch den Maassstab seiner Energie.

Victor Hugo.

Nach dieser Logik gibt ein Schnorrer den Maassstab für einen Rothschild und die Prostitution den Maassstab für jungfräuliche Tugend.

Ferd. Kürnberger.

Es darf nicht überraschen, wenn heissblütige italienische Patrioten, die materiell verhältnissmässig schwache und ungedeckte Position der hesperischen Halbinsel erwägend, sich schwerer Besorgnisse wegen der Zukunft ihres Vaterlandes kaum erwehren können. Deutschland mit seinem formidablen Kriegsheer kann dem handelsuchenden gallischen Gloire-Gecken ein ruhig warnendes „*Noli me tangere!*“ zurufen, Gewehr bei Fuss ab-

wartend, wie sich der so „ruhmvoll geschlagene“ Chauvinist mit seinem Revanche-Gelüst auseinandersetzt.

Nicht so das andere Land, das sich der Franzmann zum besonderen Ruhmesfeld auserlesen zu haben scheint, wo die Myrthe still und hoch der Lorbeer steht. Hoch im — Preise? Das französische Blut, das die „Schwesternation“ an Italien gewandt hat, hat sich immer vortheilhaft rentirt. Der italienische Lorbeer steht nie zu hoch im Preise, selbst wenn man den Besitz von Savoyen, Nizza und Corsica noch so bescheiden taxirte!

Kein Wunder also, wenn die Italiener, eingedenk der Vergangenheit, wo sie die französischen Liebesdienste so furchtbar theuer zahlen mussten, nicht ohne Bangen vor einer Zukunft sind, wo das Blatt sich wenden und sie den feindseligen Angriffen Frankreichs aussetzen könnte.

Nächst Deutschland ist Italien der bedrohteste Staat des Abendlandes. Es hat Feinde ringsum. Der antike Schreckensruf: „*Hannibal ante portas!*“ wäre unter den heutigen Verhältnissen um so weniger das Symptom kleinmüthiger Uebertreibung der Gefahr, als eben der schlimmste und zäheste

Alliirte des Feindes im Herzen des bedrohten Landes selbst sein Wesen treibt.

Es sind einige Jahre her, da schrieb der allzeit wachsame Kämpfe wider den Vatikan, der Engländer Gladstone, folgende Worte, die heute sicher die Ueberzeugung jedes Einsichtigen ausdrücken und darum wiederholt zu werden verdienen:

„Der unwiderstehliche Strom der Leidenschaften — der Mensch beliebt ihn weniger unangenehm „Schicksal“ zu nennen — wird Frankreich so weit treiben, dass es noch einmal an die Waffen appellirt, um sich die politische Präponderanz in Europa zu sichern. Am Vorabend eines neuen Krieges wird das republikanische Frankreich vielleicht keine anderen Staaten zu Verbündeten haben; aber in jedem Falle wird es darnach trachten und es wird ihm auch gelingen, ein Etwas, das sich überall regt, zu seinem thätigsten und mächtigsten Verbündeten zu machen. Dieses Etwas reizt zu Tumulten in Irland, triumphirt in Belgien, agitirt in Oesterreich; in der Schweiz ist es augenblicklich paralysirt, in Frankreich hingegen herrscht es immer und regiert oft; es hasst Deutschland als den gefährlichsten Erbfeind und in dem neuen einheitlichen Italien sieht es eine unerträgliche Wunde,

die bloß durch die Vernichtung des italienischen Staates geschlossen werden kann.“

Soweit der Engländer. Der Vaticanismus, der in einem gewissen Sinn (traurig genug, freilich!) eine europäische Macht genannt werden kann, erkennt das Königreich Italien nicht an; der Papst weist jährlich die drei Millionen zurück, die ihm Italien garantirt hat. In seinen Augen sind die italienischen Patrioten officiell nur „*usurpatori e ladri*“ — Usurpatoren und Diebe. Der Syllabus verdammt ausdrücklich jedweden *Modus vivendi* mit den bestehenden Zuständen; das vaticanische Papstthum und das einheitliche Italien sind unverträgliche Gegensätze.

In keinem Lande besitzt die Kirche jenes Maass vom Staate garantirter Freiheit zur Ausübung des religiösen Geschäftes als in dem jungen Italien. Aber was kümmert sich der Vatican um die Religion! Christus ist bloß ein Aushängeschild, das Evangelium eine Maske, das Seelenheil eine Phrase. Das ist keine Verleumdung, keine ketzerische Hypothese, keine parteifeindliche Meinung: das ist eine Thatsache, die jeder, der nur will, zu constatiren, mit Händen zu greifen vermag.

Die Cavour'sche Formel von der freien Kirche im freien Staate setzt eine ideale Kirche, eine schlechtweg religiöse Anstalt voraus, wie sie in Wirklichkeit gar nicht existirt. Die Freiheit jener Kirche aber, wie sie in der Wirklichkeit sich darstellt, ist ein Aberwitz. Daher der Irrthum und die Gefahr des famosen italienischen Garantiegesetzes. In der That: was hat man mit diesem Gesetz garantirt? die Ausübung des religiösen Cultus, des priesterlichen Gewerbes, die Stellvertretung Christi, die dogmatischen Traditionen aus der Apostelzeit, die evangelischen Uebungen der Sittsamkeit, der Barmherzigkeit, der Weltentsagung? Nichts von alledem! Denn diese Dinge bedürfen gar keiner Garantie; sie finden ihren natürlichsten und kräftigsten Schutz in der Gewissensfreiheit, in der Civiltoleranz, in der innigen Ergebenheit der Gläubigen. Mit dem Verschwinden der Gläubigen schwinden auch sie dahin, das ist natürlich, und dawider vermag keine Garantie in der ganzen Welt aufzukommen. Wer oder was wurde also garantirt? Bloss der Papst als Commandant, als Oberhaupt aller unter dem Namen Kirche thätigen staats- und culturfeindlichen Kräfte. Garantirt wurde bloss die vati-

canische Conspiration gegen Italien, garantirt die Freiheit der Beleidigung und unaufhörlichen Bedrohung aller Existenzen, die sich schlechtweg auf nationale, staatliche und individuelle Rechte gründen und die Prärogative der Clerocratie negiren.

Auch das ist Thatsache und nicht Abstraction.

Die ganze Welt weiss es, die clericale Schilderhebung wird von Rom aus commandirt, Rom ist der Herd der internationalen Verschwörung aller Schwarzen und verwandten Schattirungen. Und dasselbe Rom ist die Hauptstadt des Landes, gegen welches der erste Coup gerichtet ist! Ist das nicht Hochverrath? kein Zweifel. Was würde z. B. Frankreich thun, wenn der Papst seinen Sitz in Paris hätte und mit Deutschland jene conspiratorischen Beziehungen unterhielte, die er heute von Italien aus mit Frankreich unterhält?

Welche Nation möchte das dulden, was Italien mit seinem unglückseligen Garantiegesetz förmlich zum Regierungsprincip erhoben hat?

Das Garantiegesetz muss fallen! Absurd von Anfang an, ist es bei der veränderten Weltlage von heute eine Dummheit und eine Gefahr zugleich, denn unter dem Deckmantel päpstlicher Souveränität sanctionirt es die Rebellion.

Liberalisirende Faselhänse, lyrische Gefühls-
politiker und ähnliche Leute, die am Schein kleben
bleiben und nicht die Kraft haben, bis zum Kern
der Dinge durchzudringen, schmeicheln sich gerne
mit der thörichten Rede, was es denn doch für
ein schönes und grandioses Schauspiel sei, mittelst
der zu allen Zeiten zaubermächtigen Freiheit die
höchste religiöse Autorität der katholischen Christen-
heit und die höchste politische Autorität der italieni-
schen Nation auf zwei entgegengesetzten Punkten,
aber doch in demselben Rom, gleich stark, gleich
verehrt neben einander bestehen zu sehen.

Nach unserer Ueberzeugung ist es weder schön
noch grandios, wenn in einem jungen Staate, der
ohnedies mit mancherlei fatalen Entwicklungs-
Hemmnissen zu kämpfen hat, die weltliche Gewalt
fortwährend von der geistlichen Gewalt provocirt,
beleidigt, chikanirt und ihre Würde vor den
Augen des Volkes in den Koth gezogen
wird. Siehe die Hirtenbriefe und Ansprachen des
Papstes, die Kundgebungen der clericalen Partei
von der Kanzel herab, in Vereinen, in der Presse!

Wir finden es weder schön noch grandios,
wenn die schwarze Internationale in der Haupt-
stadt desselben Landes, dem sie das Recht der

politischen Existenz abspricht, dessen nationale Grundlagen sie zu erschüttern, dessen Einheit sie zu zerstören trachtet, ungestört ihre Pläne schmieden, ihre Pilger-Orgien feiern darf.

Der Staat, der solchen ununterbrochenen Einbrüchen aus der religiösen in die politische und socialpädagogische Sphäre gleichgiltig zusieht, reizt durch seine Mässigung, zutreffender: Schwäche, den angriffslustigen Gegner zu immer grösseren Kühnheiten und befördert dessen feindselige Pläne. Man wird doch einen unversöhnlichen Gegner, wie es die Clerocratie unter der Direction des Vaticans thatsächlich ist, nicht durch Langmuth, Mässigung und Bescheidenheit entwaffnen und zum Verzicht auf seine ehrgeizigen, verwegenen Pläne umstimmen wollen? So thöricht ist Niemand, der die Naturgeschichte der Kirche kennt. Solchen Gegnern gegenüber gibt's nur ein Verfahren: man muss ihnen den stärksten Zaum anlegen, über den das Staatsrecht verfügt, man muss sie mit der unnachsichtigsten Strenge in die ihnen gezogenen Schranken bannen und jedem ihrer Schritte misstrauen; denn sie sind unverbesserlich.

Keine einzige der durch die italienische Revolution um ihren Thron gekommenen Dynastien weist

eine so mächtige und fanatische Schaar wohlgepflegter und disciplinirter Parteigänger auf, als der deposedirte Papstkönig im Vatikan. Würde seine Rache, seine Rehabilitirung gelingen: alle übrigen würden sich in ihm gerächt sehen. Darum ist sein Anhang so enorm. Damit hängt zusammen, warum er Rom nicht verlässt. Die Hälfte seines Einflusses und seiner Würde würde der Papst einbüßen, wenn er vom Flecke wiche und sich irgendwo ausserhalb der italienischen Landesgrenzen mit seinem Generalstabe ansiedelte. Die Jesuiten wissen sehr wohl den Machtzuwachs zu würdigen, den sie aus dem mit historischen Reminiscenzen durchtränkten römischen Boden ziehen; nicht einmal den Franzosen, die neuerdings durch den Pariser Erzbischof persönlich darum ersuchen liessen, wagen sie den Papst als Fahnenbild für kurze Zeit auszuhändigen. Rom war ja von je den Päpsten weniger ein Besitzthum, als vielmehr ein wunderbares einziges Symbol des Besitzes; weniger eine Macht, als ein Unterpfand der Allmacht; weniger der Thron eines Königs, als die unvergängliche Anwartschaft auf alle Throne dieser Welt. Der grösste Theil des Nimbus, der das Papstthum in den Augen der Völker umstrahlte,

kam auf Rechnung der in der Geschichte einzigen Stadt Rom, der *civitas Dei*. Trotz der italienischen Besitzergreifung der ewigen Stadt, trotz der Einschrumpfung des kirchenstaatlichen Machtgebietes auf ein einziges Stadtviertel hat die Hierarchie durch den Verbleib des Papstes in der tausendjährigen Residenz der Schlüsselgewalt ein wichtiges Stück gerettet: den Schein und die allzeit gegenwärtige Erinnerung des Besitzes.³²⁾

Auch wenn die italienische Regierung das Garantiegesetz aufhebt oder wenigstens, wie es die Noth der Zeitlage gebieterisch erfordert, von Grund aus modificirt, so wird der Papst trotz aller Drohungen Rom nicht verlassen, um nicht den letzten Rest des Zaubers zu vernichten, den die gewaltige Localität um das innerlich todte Papstthum spinnt. Die Italiener aber dürfen keine Anstrengung scheuen, um Europa die Ueberzeugung beizubringen, dass genau so wie Paris zu Frankreich, London zu England, Berlin zu Deutschland

³²⁾ Hier sei ganz besonders auf das Capitel „Gestaltung der Dinge in Italien“ in Fr. v. Hellwald's „Culturgeschichte in ihrer natürlichen Entwicklung“ verwiesen. 2. Aufl. 2. Band, S. 545—553. (Augsburg 1877.)

gehört, Rom mit und bei Italien verbleiben muss, und dass keine Macht der Erde das Recht hat, für Rom etwas zu prätendiren, was die anderen Regierungen für ihre nationalen Hauptstädte nie und nimmer dulden würden.

Wer wollte es wagen, das Rom der Italiener anzutasten und es auf's Neue der päpstlichen Hierarchie zur Beute hinzuwerfen? Der Alliirte des Papstthums, das clericale Frankreich? Wohlan, dann haben wir den Krieg!

Hier trete ich das Wort an einen italienischen Patrioten ab, der in Folgendem gewiss die innigste Ueberzeugung all' der Italiener ausspricht, denen Unabhängigkeit und Vaterlandsliebe keine leeren Namen sind — und ihre Zahl ist gross, ja, man darf sagen, sie erreicht die Mehrheit.

„Von Seite Frankreichs ist Alles möglich, Alles zu befürchten. Wenn die französische Regierung glauben sollte, den Bruch der September-Convention rächen zu müssen, würde sie den Vorwand dazu leicht finden. Für uns spricht das Recht, die Vernunft. Die Franzosen haben das eigenthümliche Sprichwort: *On n'a jamais plus tort que lorsqu'on paraît avoir trop raison!*

Fassen wir nun diese Eventualität in's Auge,

indem wir uns fragen: im Falle das pseudo-papalinische Frankreich so unklug wäre, von uns Rechenschaft wegen des Jahres 1870 zu verlangen; im Falle also auch die occidentalische Frage genau wie die orientalische mit Kanonen gelöst werden müsste: wer wird siegen?

Italien, oder richtiger: Italien für sich allein? Nein.

Fremde militärische Fachleute, welche Gelegenheit hatten, die beiden Heere zu studiren, ihren Charakter und ihre Qualitäten zu erforschen, glauben allerdings, dass in einer Schlacht mit annähernd gleichen Kräften, die Italiener den Sieg davon tragen würden. Aber es ziemt uns nicht, dasselbe zu glauben, obschon es erlaubt ist, es zu hoffen, wenn wir so eifrig wie bisher fortfahren, für das Heer zu arbeiten.

Praktisch gesprochen, so würde im günstigsten Fall selbst die Gewinnung einer Schlacht beim Beginn des Feldzugs uns nicht allzusehr von Nutzen sein. Es wäre eine Rettung der Waffenehre, ja; das Uebrige bliebe immerhin der äussersten Gefahr ausgesetzt. Unsere militärischen Kräfte und die materiellen Hilfsquellen unseres Landes in Anschlag gebracht, könnte Italien auf die Dauer

doch nicht allein mit Frankreich sich einlassen. Ueber diesen Punkt kann sich kein Patriot Täuschungen hingeben.

Wir müssen daher eine Allianz suchen und uns auf's Neue an Deutschland wenden. Allianzen schliesst man mit dem, der stark ist und der den unsern ähnliche Interessen zu schützen hat. Es bedarf keines Nachweises, dass dies allein bei Deutschland zutrifft. Aber unter welcher Bedingung wäre mit ihm ein Bündniss möglich? Auch hierüber müssen wir uns genaue Rechenschaft geben. Deutschland, mit uns verbündet, gäbe mehr, als es empfinde; denn wenn es auch bei der grossen Frage interessirt ist, so ist es doch nicht so lebhaft und so direct engagirt, wie wir. Folglich muss Italien den ersten Schritt thun, ohne Rückhalt, mit vollkommener Loyalität.

Diesen Schritt thut es, indem es eine Modification des Garantie-Gesetzes in Angriff nimmt; denn unter dem Schutze dieses Gesetzes kann sich der Papst ungestraft in die Angelegenheiten anderer Staaten mischen. Dieses Gesetz verletzt auch Deutschland.

Aber das genügt nicht. Im Falle eines Krieges — der wohl zu beklagen, aber schwerlich zu

vermeiden ist — müsste Italien vorausgehen, zufrieden, dass sich der mächtige Bundesgenosse für den Anfang mobil hält und bereit zur Intervention.

Es ist nicht nöthig zu sagen, welche Vorthelle uns aus einem unter solchen Umständen erhaltenen Erfolg erwachsen müssten. Damit würde ein ebenso schätzenswerther Dienst ganz Europa geleistet, indem die Rückkehr jenes Friedens beschleunigt würde, welcher, von Deutschland und Italien dictirt, die Garantie einer langen Ruhepause werden könnte — einer Ruhepause, welche zur Rettung der materiellen Interessen ganz Europa's so überaus nothwendig ist.

Ueberall haben wir heute colossale Heere, zu deren Unterhaltung kaum mehr die Mittel aufzutreiben sind, und die Nationen verarmen und siechen dahin. Wenn die orientalische Frage gelöst sein wird, bleibt keine andere mehr als die occidentalische, von den unglücklicherweise mit dem Vatikan verbündeten Franzosen aufgeworfen, den einzigen und wirklichen Friedensstörern in Europa. Europa, das heute auf der einen Schulter Millionen und aber Millionen von Soldaten, auf der andern noch viel mehr Schulden zu schleppen hat, wird für seine Beruhigung wirken, indem es uns den

Vatican und diejenigen, welche ihn ermuthigen und unterstützen, lahmlegen hilft.

Die Bahn ist vorgezeichnet — also vorwärts! Keine Provocation von unserer Seite, aber strenges Verhalten, wie es einem Volke geziemt, das alles Achtungswerthe achtend, an seinem Theile versteht, den Respect aller sich zu verschaffen.

Wir sind eine junge Nation, und wenn wir bis heute noch keine Gelegenheit hatten, im europäischen Concert eine grosse Initiative zu ergreifen, so ist es jetzt Zeit, eine hohe Pflicht gegen uns selbst und gegen ganz Europa zu erfüllen, indem wir uns einer Politik befleissigen, mittelst welcher die abendländische Frage aus der Welt zu schaffen ist.“

Il Museo della Fede.

Vive la bagatelle!

Die grosse historische Wandlung des Jahres 70 war von entscheidendem Einfluss auf die Physiognomie Roms. War auch die politische und bürgerliche Aenderung nicht stark genug — sie ist es ja nie und nirgends — um mit Einem Schlage die moralische Neugestaltung des römischen Volkskörpers zu Stande zu bringen, so war es doch vom ersten Augenblick ab nicht mehr das pfaffenstaatliche, sondern das staatsbürgerliche Element, was Linien und Farben des äusseren Lebensbildes bestimmte. Der Hof des Königs beschränkte sich in bescheidenem Selbstgenügen auf wohnliche Entfaltung im Quirinale, jede äusserliche Prätension des Residenzlebens meidend; der zertrümmerte Pfaffenstaat concentrirte seine Reste

auf das vaticanische Palast-Conglomerat jenseits des Tibers; die ausgebreitete Aristokratie zog sich vor den neuen Verhältnissen schmollend zurück, soweit sie dem entthronten Papst Treue bewahrte, oder verlegte sich auf neutrales Zuwarten, soweit sie der Modernität gegenüber sich die Politik der freien Hand wahren wollte. Es ist genügender Grund zu der Annahme vorhanden, dass mit dem Tode des Papstes Pio Nono, an dessen Person gerade der einflussreichste römische Adel durch vielfache Bande der Pietät geknüpft ist, ohne dass noch eine fortdauernde Gemeinschaft der Interessen vorhanden wäre, die Reihen der „*aristocrazia nera*“, der schwarzen Aristokratie, sich bedeutend lichten werden. Muss doch der Papst bei Lebzeiten schon den Schmerz der Fahnenflucht hocharistokratischer Familien (die Namen sollen hier nicht genannt sein, obschon sie in Italien öffentliches Geheimniss sind) von Jahr zu Jahr erleben und fehlt ihm heute schon so manches theure Haupt, auf das er so grosse Hoffnung gesetzt!

Indessen nützt das römische Bürgerthum die Zeit, sich selbst wieder zu finden und in gemeinsamer Unternehmungslust und Arbeit der ewigen Stadt den Stempel der neuen Zeit aufzu-

prägen. Dass es unter dem Pfaffenregiment nicht aufkommen und seine Eigenart bethätigen konnte, versteht sich ungesagt. Der herrschende Pfaffe duldet neben und unter sich keine andere Eigenart, als die seines eigenen, alles Leben ringsum aufsaugenden Wesens. Der Bürger bedeutet Bürgschaft der Zucht, Bildung und Arbeit, eine Burg der Freiheit und des Fortschritts. Wie unverträglich diese Dinge mit den Lebensbedingungen des kirchenstaatlichen Haushalts sind, ist weltbekannt. Die fluchwürdigsten Capitel der Völkergeschichte zeugen davon. So lange der Priester in Rom allmächtig war, gab's dort keinen andern Raum für den vollwichtigen Bürger — als das Zuchthaus, den Kerker, die Galeere. Ob der Papst persönlich mild oder tyrannisch war, galt gleich: das System der Schlüsselgewalt brach selbst den Willen des Papstes, sofern dieser über die tyrannische Schablone zu humaneren Gebrauchthümern hinauszuschweifen geneigt war. Hatte ja auch ein Pio Nono einst liberale Anflüge!

Anders standen die Sachen für den Adel, der von jeher nach der Erweiterung seiner unmässigen und durch keine innere Tüchtigkeit gerechtfertigten Standesvorthelle schielend, die Throne der Mächti-

gen hofdienerisch umstand. Seine intimere Naturgeschichte — die wohl noch ihren Specialhistoriker finden wird — gestattete es dem römischen Adel insonderheit, ohne jedweden Skrupel mit den Gewalthabern im Priesterkleid gemeinschaftlichen Handel zu machen. Die mittelalterliche Zote, dass durch adelige Zeugung ein besseres und andersfarbiges Blut entstehe, als durch schlechthin bürgerliche Zeugung, worauf sich die aberwitzigsten Geburtsprivilegien gründen, konnte freilich in Rom nicht im Ernste zur Unfehlbarkeit eines noblen Axioms erhoben werden, wie in andern mit anmasslicher Junkerei heimgesuchten Ländern, denn die römische Priesterschaft nahm sich trotz des Cölibats der Menschenvermehrung eifrigst an, so dass über die Reinheit des römischen Blutes selbst die orthodoxesten Sakristane ihre braven Zweifel hegen und ausplaudern dürfen, ohne dabei eine Todsünde zu begehen

Der römische Adel besteht historisch und factisch aus den disparatesten Elementen; neben den glorreichsten Namen, die in der Geschichte ein fortzeugendes Gedächtniss sich gestiftet, bläht sich mit hochtönenden Titeln ein windiges Parvenüengeschlecht, das seine fragwürdige Existenz nur

romantischen Prälaten-Launen verdankt; neben steinreichen Häusern, welche die grandiosesten Kunstschatze zu ihrer Habe zählen, wimmelt es von Herzögen, Grafen, Marchesen und Rittern, die vor Schulden nimmer wissen, wo ein und aus; neben einer Aristokratie, die sich durch noble Betheiligung an den Wettkämpfen in Künsten und Wissenschaften die besten Sporen verdient, steht in seines Nichts durchbohrendem Gefühle eine Aristokratie der Unwissenheit und Faulheit, eine Aristokratie, die durch Travestirung der Leibkutscher, Leibfriseure, Leibbarbiere, Leibwäscherinnen der hohen Monsignori und päpstlichen Heiligkeiten entstanden ist. Wie mancher Adelsbrief liesse sich auf einen schamlosen Liebesbrief, wie manche papstkönigliche Gräfin auf ein keckes Mädchen für Alles aus der Provinz zurückführen! Man denke nur an die Gräfin Marconi, die von dem seligen Cardinal Antonelli aus einer drallen Soldatendirne zu aristokratischen Würden erhoben wurde und deren zuchtloser Lebenslauf jetzt in dem Processe, den des Cardinals Tochter, die Gräfin Lambertini, gegen ihres Vaters habgierige Brüder anstrengt, neue Illustrationen erhält!

Diese Kaste, bunt zusammengeflickt wie die

Jacke Harlequins, bestimmte unter dem Papstkönigthum hauptsächlich den Charakter Roms, indem sie die innere Natur des jeweiligen Apostelfürsten copirte und soweit als möglich auf die Allgemeinheit übertrug. Huldigte der Tiara-Gekrönte Künsten und Wissenschaften, flugs gravitirte der römische Geist nach dieser Seite hin und bis zum Kammerkätzchen herab schwamm alles in schöngeistigem Dilettantismus; war der Papst ein Sportsman, flugs nahm die Begeisterung für diese vornehme Liebhaberei von allen Köpfen Besitz und in den Salons bis herab zu den Kneipen drehte sich die Conversation um Wagen und Rosse, Hunde und Jagden; huldigte der Mann auf Petri Stuhl den Reizen des Weibes, stracks war man sachverständig wie ein Pascha und lüstern wie ein Franzos³³⁾; war aber der Statthalter Gottes gar ein Betbruder — was auch zuweilen vorgekommen sein soll — dann wurde die Bussfertigkeit guter Ton, die Frömmerei Modesache, und die Beichtstühle belebten sich, denn ganz Rom sündigte mit doppeltem Eifer, um mit doppeltem Vergnügen den frommen Verrichtungen der Kirche obliegen zu können!

³³⁾ „Ohne die Liebe wäre ja Rom nicht Rom!“ pfiff seiner Zeit der elegisch frivole Wolfgang Göthe!

Der papstkönigliche Hof war die Centralsonne, die Leben, Licht und Farbe spendete und dem wimmelnden Firmament der römischen Welt Bahn und Richtung wies.

Und nun ist diese prächtige Sonne in die mittelalterlichen Schatten des Vaticans hinabgesunken! Ueber dem Capitol der Bürger aber erhob sich der helle Stern der königlichen Italia und die Völker der hesperischen Halbinsel werden fortan in seinem reinen Lichte wandeln auf der Bahn der Arbeit und menschlicher Tugend.

Oder sollte es der clericalen Schilderhebung in der That gelingen, die Welt wieder auf den Kopf zu stellen und unsere Ideale von dem neuen Aufschwung des zum Selbstbewusstsein gelangten freien Bürger- und Menschenthums zu Schanden zu machen?

* * *

Diese und verwandte Gedanken mit Don Gaetano, einem freigesinnten Vollblutrömer, austauschend, schritten wir an einem heissen und pilgerreichen Morgen der letzten Juniuswoche an der Engelsburg vorbei dem Petersplatze zu. Wir hatten eine Besichtigung der Ausstellung der Pilgergaben im Vatican auf die Tagesordnung gesetzt.

Don Gaetano trug das Einlassbillet in der Tasche; ohne ein solches war der Besuch nicht möglich, da die Mutter-Kirche mit misstrauischen Blicken die ihr zugeflossenen Schätze hütete und nicht einmal ihren ergebensten Kindern immer reine Absichten bei dem enormen Zudrang zutraute. Die Welt ist so schlecht, trotz der tausendjährigen kirchlichen Zucht und Vormundschaft!

Rom bot ein eigenthümliches Bild dar in diesen Tagen, da der Pilger-Carneval seinen Höhepunkt erreichte. Es hatte sich in ein ungeheures Magazin mit frommen Artikeln für die gläubige Kauflust verwandelt. Heiligenfiguren, Rosenkränze, Kreuze, Statuetten, Weihkesselchen und andere Werkzeuge der Andacht in jeder erdenklichen Form, aus jedem erdenklichen Material waren massenhaft aufgestapelt. Nur ein Instrument, das solideste und wirksamste aus dem christlichen Mittelalter, war nicht zu entdecken: die Geissel!

Wie billig, spielte das Bild des Jubelpapstes die zudringlichste Rolle in allen Kramläden. Ausgehauen, gegossen, geätzt, photographirt, auf Leder und in Seife gedruckt, in Wachs und Biscuit gepresst, in allen Trachten der reichen Kirchengarderobe, in allen Stellungen und Lebensaltern

vom Säugling bis zum Greis, bald mit bald ohne Taube über dem ausdrucksvollen Haupte, figurirte Pio Nono in unaufzählbarer Mannigfaltigkeit. Mit den bizarrsten Emblemen war das Bild des Unfehlbaren verziert — und doch vermisste ich eins, das sehr berechtigt und wirksam gewesen wäre. Erräth's der Leser? Pio Nono über einer — Pyramide jener Chassepots, die bei Mentana die bekannten Wunder gethan! Hei, welch' ein Jubel-Ehrenbild! Vielleicht denkt eine weniger spröde Nachwelt daran.

„*Fiammiferi Pio Nono!*“ (Pio Nono-Zündhölzer) schrie der fliegende Händler.

„*Elixir Pio Nono!*“ stand mit Riesenbuchstaben an den Thüren und Fenstern der Schnapsbuden und an den Kiosks der auch in Rom einheimischen kohlensauren Jungfrauen.

Glückliche Industrie, wie dir der Aberglaube in die Hände arbeitet! freilich kam auch gar viel dem Unglauben zu Gute. Die Juden des Ghetto vollzogen mit den Pilgern schwunghafte Geschäfte. Es war ein Handel auf breitester Grundlage. *Carpe diem!* liessen sich die Juden, beschnittene und unbeschnittene, nicht umsonst gesagt sein. Alles wurde verschachert: Kunstwerke seltenster

Art bis herab zu den gemeinsten Betrügereien in Skulptur, Malerei, Druck und Handschrift; reiche Crucifixe aus Elfenbein, Gold und edlem Gestein, wie vulgäre Puschereien aus Glasfluss und Katzen-gold. Alles war gut genug, um damit auf die Ignoranz und die vollen Beutel der Gläubigen zu speculiren. Schimmliche Pergamente, Käsepapiere aus irgend einer aufgehobenen Klosterküche, kamen als Wunderdocumente in den Handel und fanden reissend Absatz. An den Treppen der Peterskirche drängten sich Türken und Araber, echte und verkleidete, christianisirte in jedem Fall, und nöthigten den Gläubigen Amulette, Reliquien und Knochenpulver aus dem Morgenlande zu unver-schämten Preisen auf — alles natürlich mit päpstlicher Benediction und Garantie wunderwirkender Echtheit! Selbst die Kirchen verwandelten sich in Waarenbörsen und boten für Prellereien und Bauernfängereien den gehütetsten Tummelplatz. Die Gläubigen erfreuten sich in ihren geheiligten Räumen der schrankenlosesten Handelsfreiheit, der einzigen Freiheit, welche der Fluch des Syllabus nicht trifft

Die pompöse *Piazza di San Pietro* wimmelte wie ein Ameisenhaufen, obschon es noch früh am

Tage war. Vom unbewölkten Himmel hernieder bestrahlte die Sonne ein buntes Bild, in welchem allerdings die grauen, verwaschenen Töne der Pilgerei vorherrschten. Langsam ordneten sich die ungeheuren Massen; viel schwerfälliges, ungeschlachtes Volk aus spanischen, italienischen, französischen und deutschen Provinzen war darunter. Besonders die Westphalen und Altbaiern in ihren dicken Tuchkitteln und doppelsohligen, nägelbeschlagenen Stiefeln fielen klappernd auf. Ein römisches Witzblatt berechnete den Schaden, den das teutonische Schuhwerk am italienischen Strassenpflaster anrichten müsse und schlug für künftige Pilgerfahrten die Erhebung eines Pflaster- und Brückenzolls von den vernagelten ultramontanen Eindringlingen vor, falls dieselben nicht zur mittelalterlichen Sitte der Barfüßigkeit zurückkehren wollten!

Und was für Physiognomien, du lieber Himmel! Wenn das die göttlichen Ebenbilder vorstellen soll, dann möchte man wohl mit Shakespeare ausrufen: „Was eure Physiognomie betrifft, so gebt Gott die Ehre und macht nicht viel Ruhmens davon.“ Schweigen auch wir darüber.

Das Reich der Pilger kann nur mit Hilfe

naturhistorischer Classificationen begriffen werden. Da sind zunächst drei Classen: Pilger Mann, Pilger Weib, Pilger Pfaffe; dann folgen die Gattungen je nach der Nationalität, hierauf die Familien je nach gesellschaftlichem Rang, Bildungsgrad, Vermögen, katholischem Fanatismus u. s. w. u. s. w.

Eine besondere Species — und nicht die uninteressanteste! — bilden die Condottieri dieser modernen Kreuzfahrer, die Häuptlinge der Pilgerhorden: scharfäugige, eckige Gesichter, hochaufgeschossene Gestalten, nervös in den Bewegungen der oberen Gliedmaassen, kurzschrittig, soldatisch bestimmt im Gang, herrisch im Tonfall der Stimme. Nicht das Kreuz lockte sie nach Rom, sondern das Scepter des einstigen Papstkönigs, nicht die christliche Ergebung, sondern die clericale Kampf- und Herrschlust, nicht ein religiöser Drang, sondern ein politischer Plan. Nicht von der Religion Jesu, von der Politik der Jesuiten empfangen sie die Impulse. Vorderhand ist es ihnen mit der Pilgerei um eine feindselige Demonstration gegen das einige Italien, um Anfachung und Belebung der religiösen Massenleidenschaft, um Verwirrung des Volksgefühls zu thun. Das Uebrige

ergibt sich später. Die Präsidenten der katholischen Gesellenvereine, der ditto Casinos und ähnlicher löblicher Institute spielen dabei eine nicht zu unterschätzende Rolle, — des Tirailleurs-Corps des am vorgeschrittensten ultramontanen Journalismus nicht zu vergessen!

. Mit nicht geringer Mühe arbeiteten wir uns durch die dichten Heerhaufen der Pilger. Die Ohren summten uns förmlich von all' dem Geplapper und Gesinge ringsum. Unter dem grossen Obelisk, den einst Caligula aus Heliopolis nach Rom in den vaticanischen Circus bringen liess und der seit 1586 in erhabener Einsamkeit die Mitte des Petersplatzes beherrscht, machten wir einen Augenblick Halt, um die abenteuerliche Situation zu überschauen. Von allen Thürmen der ewigen Stadt begannen die Glocken zu läuten und das Rauschen der riesigen Fontänen zur Rechten und Linken mischte sich wundersam versöhnlich in das tausendstimmige Gesinge der Wallfahrer. Dazwischen fielen politische Interjectionen und nichts weniger als asketische Weherufe derer, die im Gedränge mit Stössen und Tritten bedacht wurden. Endlich kam einige Ordnung in das Pilgerchaos und schwitzend und litaneierend setzte

sich der unabsehbare Zug gegen Sanct Petri erhabenen Dom in Bewegung. In stiller Majestät wölbte sich der tiefblaue Himmel über Rom und den Aberwitz der Menschen und unbeirrt durch die religiöse Leidenschaft eines kleinen Geschlechts verfolgte der glühende Sonnenball seine grosse, ewige Bahn. —

Und die Sonne Homer's, siehe! sie lächelt auch uns.

Mein Freund Don Gaetano hingegen lächelte nicht. Er schüttelte ungehalten sein stolzes Römerhaupt und sprach die geflügelten Worte: „Trister Humbug in unserm aufgeklärten Jahrhundert! Glaubt man denn wirklich, es sei die Religion, die Frömmigkeit, das katholische Gefühl, welches diese Leute reihen- und hordenweise aus ihren entfernten Ländern bis hieher und in den Vatican getrieben? Die wahre Religion prägt sich in humanen Thaten aus, die wahre Frömmigkeit betet still im Herzen, das gläubige Gefühl liebt. Diese Leute da aber beten nicht, sie lieben nicht, sie glauben wenig und ihr Glaube ist ein gemachtes, erkünsteltes Ding, vermischt mit dem Gifte gemeiner Leidenschaft. Ihr Singen und Declamiren sind gemachte, auswendig gelernte Phrasen, ohne inneren Drang, ohne ursprüngliche

Kraft des Herzens. Alles ist erkauft und käuflich an ihnen: ihre Rosenkränze und ihre Pilgerstäbe, ihre Gebete und ihre himmelnden Blicke, ihr fragwürdiger Glaube und ihre zweifelhafte Tugend — alles, alles!“

Mein lieber Don Gaetano, unterbrach ich ihn, ereifern sie sich nicht allzusehr. Wir verstehen uns. Nicht auf die Wahrhaftigkeit und Echtheit des religiösen Materials legt die Kirche Werth, sondern auf dessen Brauchbarkeit für die Zwecke der clericalen Politik. Darüber zu klagen ist unnütz. Wir müssen die Wirklichkeit der Dinge fest in's Auge fassen und als freie Männer uns an ein entsprechendes Handeln gewöhnen. Was hilft es über die Kette jammern, die der grösste Theil unserer Volksgenossen im blinden Wahne an eine Kirche schmiedet, die mit vollem Bewusstsein von Missbrauch zu Missbrauch schreitet? In stiller, consequenter Arbeit müssen wir vielmehr Ring um Ring sprengen helfen, bis die Kette fällt. . . .

Und nun lassen Sie uns den katholischen Jubelbazar im Vatican, das *Museo della Fede* flüchtig besuchen! Zu den holdseligen Schöpfungen der Kunst hat das schlaue Papstthum die reichen

Geschenke der kirchlich gestimmten Industrie gesellt, um dem Vatican neue Anziehungskraft und noch — weit ausgiebigere Hilfsquellen für die clericale Schilderhebung zu sichern.

* * *

Die Räume, in welchen die Jubelgeschenke zur Schau gestellt sind, — das eigentliche *Museo della Fede* wird erst später seine besonderen Localitäten erhalten — sind den Touristen bereits unter dem Namen „*Loggie delle carte geografiche*“ bekannt. Es sind lange, geräumige Gallerien von geschmackvollen, architektonischen Linien; auf der rechten Seite erhalten sie von hohen Fenstern ihr Licht; die Wände sind mit den prächtigen Zeichnungen der geographischen und topographischen Karten der alten Staaten von Italien, Frankreich, Deutschland, der Schweiz u. s. w. bedeckt.

Die Geschenke sind in Abtheilungen, welche die Namen der spendenden Nationen als Aufschrift tragen, in unabsehbaren Reihen geordnet. Den Anfang macht Amerika. In ungeheurer Zahl sind da Messgewänder, Stolen, goldene Kelche und Kreuze, Schränke mit kunstvoller Holzschnitzerei, gestickte Fuss- und Betschemel, kost-

bare Thierfelle u. s. w. aufgestapelt. Selbst die mit christlichem Taufwasser begnadeten Indianer haben dem Papst diverse Angebinde geschickt, unter denen sich ein kleiner Kahn mit holzgeschnitzten Ruderern befindet. Die Ruderer, in welchen sich die christkatholischen Wilden augenscheinlich selber porträtirten, tragen ein naturalistisches Fellcostüm. Auch ein niedlicher Schlitten ist da, von sechs weissen Hunden gezogen, jeder mit einem Fähnchen auf dem Kopfe, so dass sie wie Osterlämmchen aussehen. Durch Zahl und Reichthum der Gaben zeichnet sich besonders die Diöcese Quebek aus.

Hierauf folgt Deutschland, das zwei riesige Abtheilungen ausfüllt, die sich sowohl nach Reichthum wie Schönheit des Gespendeten vor allen übrigen auszeichnen. Zwei colossale Pyramiden von Altarwachs rahmen diese Abtheilungen ein. Von schwerer Seide und prächtigen Atlasstoffen strotzt eine Menge von Vespermänteln, Chorröcken, Messgewändern und andern kirchlichen Garderobestücken. Kostbare Bischofsstäbe, Messbücher, wahre Meisterstücke deutscher Buchbinderei, Weihwasserbehälter und ähnlicher frommer Hausrath in grosser Zahl! Dabei riesige Bände clericaler deutscher

Zeitungen!! Der baierische Schullehrer Auer aus Schnufenhofen hat sich durch ein Album bei'm Jubelpapst eingeschmeichelt, welches die Handschriften von einigen Tausenden deutscher Schulkinder enthält. Heil und Segen dem würdigen Pädagogen! Nur ein Schelm giebt mehr, als er hat — sagt ein vaterländisches Sprichwort. So wenig an sich die Elementar-Kalligraphie unter den christlich-germanischen Schulkünsten zu bedeuten hat, so wird sie doch im vorliegenden Fall der sinnigen Deutung nicht ermangeln — und der Papst wird nicht undankbar sein. —

Italien hat seinem Landsmann auf Petri Stuhl besonders werthvolle Kunstwerke verehrt und ist in keiner Beziehung hinter den übrigen katholischen Nationen zurückgeblieben. Neben den Statuen, Gemälden, Glocken, Kronleuchtern und andern Kostbarkeiten nimmt sich das Geschenk der Gebrüder Lanzarini, einer bekannten Bologneser Firma, herzlich lustig aus. Es besteht nämlich aus einem reichen Sortiment von Cervelatwürsten, Senfbüchsen, Honigtöpfen und Sardellen in Oel! Den edlen Spender leitete das richtige Gefühl, dass die Kirche einen guten, geräumigen Magen und den entsprechenden Appetit habe. Da zu

einem tüchtigen Essen auch ein tüchtiger Trunk sich schickt, so gesellte sich dem Charcutier ein aufmerksamer Weinhändler bei und neben der einladenden Wurstpyramide hat sich eine lockende Collection edler Weinsorten angesiedelt. Schmunzelnd verweilte ein kleiner Trupp ausgehungelter Landkapläne — Italiener natürlich — vor dieser üppigen Schaustellung; sie huschten aber ängstlich von dannen und grinsten weltentsagend auf Crucifixe und Passionsbilder, als S. E. der Cardinal Howard langsam, wie es sich für seine hohe Rolle ziemt, und sachverständig bewundernd den Corridor durchschritt.

„Wie gefällt Ihnen unser Weinkellerchen, Contessa?“ scherzte der bepurpurte Würdenträger mit einer an seiner Seite wandelnden tief verschleierten Dame.

Immer noch eine imponirende Gestalt, dieser Cardinal, flüsterte Don Gaetano, und in manch eine Weiberseele wirft er den Feuerbrand sündhafter Neigung. Kennen Sie die Geschichte dieses Kirchenfürsten? Sie ist reich an überraschenden picanten Wendungen. Howard ist ein angenommener Name; sein Träger entstammt einer deutschen Judenfamilie, bekam das Taufwasser erst in seinen

Jünglingsjahren durch missionirende Vermittelung einer verliebten Engländerin und — —

Genug, Don Gaetano, ich kenne den Roman und gelegentlich werde ich ihn auch meinen Lesern erzählen.

Auch Frankreich hat den Gefangenen des Vatikans mit des Bacchus wundersamer Gabe bedacht. Eine heitere Flaschenpyramide bietet den edlen Champagner, Bordeaux und andere erlesene Sorten. Dazwischen drängen sich Christus- und Madonnenstatuen — Weltliches und Geistliches im jovialsten Bunde. Es ist ein rührender Einfall, die frommen Thoren nicht ganz in Nüchternheit versinken zu lassen. Es ist aber die Frage, ob unter den geistlichen Zechern einer noch so viel geniale Kraft aus seiner dumpfen, heuchlerischen Lebenspraxis, aus seinem blöden Kirchendienst soviel Gemüthsfreude erübrigt, um zu guter Stunde süffigen Selbstvergessens mit unserm Mirza-Schaffy zu improvisiren:

Ich wollte,
Ich könnte in Wein zerfliessen!
Mein flüssiger Körper sollte
Ins Weltmeer sich ergiessen
Und sollte das Meer erfrischen,
Und sollt' es mit Weisheit würzen,

Dann sollte ins Meer zu den Fischen
Die ganze Welt sich stürzen:
Die Schulen und Moscheen,
Die Heiligen, die Wunder,
Die all' darin zu sehn,
Der ganze alte Plunder,
Der sollte untergehn!

Während wir solchergestalt durch Weinphantasien die kirchliche Monotonie der Ausstellung mit ihren mehr als fünfhundert Chorröcken und ähnlichen Gewandstücken zu beleben trachteten, erhob sich plötzlich hinter uns ein Schlürfen, Tappen und Rauschen, ein Klappern und Schlapern. War es ein Spuk aus einem alten lustigen Klosterkeller mit betrunkenen Mönchen und travestirten Nönnlein? Nein; prosaisch nüchtern fiel das Licht des Hochmittags durch die Scheiben und das seltsame Geräusch kam von einer Schaar in Reih und Glied durch die Galerien geführter Pfaffenzöglinge aus einem der zahlreichen Seminare Rom's. Dunkelblaue wallende Mäntel mit feuerrothen Aufschlägen, Schnallenschuhe, breitkrämpige schwarze Filzhüte, darunter junge Gesichter, schon hinlänglich corrumpt durch die männerverwüstende einseitige jesuitische Zucht — es war ein widerwärtiger, leichenhafter Anblick. Diese unnatür-

liche, von den süssesten und bildendsten Banden der Familie und des Vaterlandes lostrennende und für die clericale Dienstschablone zurichtende Dressur ist es, was dem Priestersystem die fanatische Zähigkeit verleiht. Eine Corporation von Hagestolzen, die sich durch eine Art mamelukenhafter Rekrutirung stets vollzählig erhält, ausgerüstet mit den wirksamsten Einflüssen auf das gesammte Volksleben durch unbeschränkte und teuflisch schlaue organisirte Ausnützung der Kanzel und des Beichtstuhls, der vorgeblich religiösen Unterweisung und Erziehung der Jugend: *voilà* die Kaste, die unserer humanen Cultur den Krieg auf Tod und Leben erklärt hat!

Doch lenken wir die Betrachtung wieder auf die Ausstellung. Von den französischen Schenkern sind besonders auffällig: Monsieur Mac-Mahon, die Herzöge von Nemours und Alençon, die Universität Lille und die Stadt Lyon.

Im Vergleich zu den übrigen Ländern hat England wenig geschickt, und das Wenige stammt hauptsächlich aus Irland: Weisszeug und Stickerien für den Altardienst, Monstranzen und Bischofsringe bilden den Grundstock.

Dafür hat sich das erzpapistische Belgien

um so mehr hervorgethan. Ausser einer Collection von 22 prachtvollen Kirchenfahnen und eben sovielen Oriflammen präsentirte es ein ganzes Magazin von wohlausgerüsteten Leinwandkoffern in der zum Handtransport auf der Eisenbahn bequemen Grösse. Diese Koffer sind nämlich für die Mission bestimmt und enthält jeder derselben eine volle Ausstattung für die sacramentalen Verrichtungen, sozusagen eine tragbare Capelle für den mobilen Gottesdienst.

In den übrigen Abtheilungen fällt die Gabe der papalinischen Soldatesca auf: ein kostbarer Säbel und ein grossmächtiger Feldherrnhut. Ironisch bemerkte Don Gaetano: bei der Anfertigung dieser Stücke hat die Ausrüstung des famosen Generals Bum, des Heerführers der Grossherzogin von Gerolstein, unfehlbar als Modell gedient!

Die Ausstellung schliesst mit der Abtheilung der Schweiz. Diese hat wenige, aber auserlesene Geschenke dargebracht: Remontoirs, Dosen, Schmucksachen u. s. w. — Alles von grosser künstlerischer Schönheit und kostbarstem Material. Die Schmucksachen werden den Schwestern in Christo, denen sie die alte Heiligkeit verehren wird, ein rechtes Vergnügen machen. —

Wie wir aus guter Quelle wissen, sind von Mitte Mai bis Ende Juni über dreissigtausend Bittgesuche im Vatikan eingelaufen. Arme Kirchen flehen um gottesdienstliche Geräthschaften; schlecht besoldete Priester winseln um einen Fetzen vornehmer Kleidung; hungrige Bruderschaften betteln um Fahnen, um einige Wurst- und Weinproben; kümmerliche Schulen wünschen einiges Mobiliar in ihre kahlen Localitäten; Mönche und Nonnen strecken die Hände nach Baargeld aus!³⁴⁾

Die kostbarsten und kunstvollsten Geschenke, sowie solche, welche von hochgestellten Gebern herrühren oder sich nicht zu unmittelbarer Verwendung im Kirchen- und Schuldienst eignen, verbleiben dem „*Museo della fede*“. Alles Uebrige wird vertheilt und zwar, wie bis jetzt die Erfahrung zeigt, nach rein politischem Ermessen, sodass sehr oft die Bedürftigen aber Einflusslosen leer ausgehen, dafür aber die Reichen und für die Zwecke der clericalen Schilderhebung zu Gewinnenden mit brillanten Cadeaus bedacht wurden. An Baargeld aus der Jubel-Einnahme

³⁴⁾ Thatsachen! Mitte Juli betrug die Zahl der Bittschriften bereits 37,347, wovon 28,190 abschlägig beschieden wurden.

hat der Papst bis jetzt (August) 88,721 Lire verschenkt und zwar vornehmlich an clericale Erziehungsanstalten. Im Vatikan weiss man mit den collossalen Mitteln, die ihm aus allen Ecken und Enden der Welt zugeflossen sind und unausgesetzt zufließen, rationell zu wirthschaften.

Um sich die „Sakristei-Mäuschen“ willig zu erhalten, haben auch sie ihre Abfälle von der reichen Jubeltafel zugewiesen erhalten. Besonders splendid betrug sich der Papst gegen seine drei vertrautesten Aerzte. Er liess die Herren Doctoren in sein Geheimcabinet treten, öffnete seinen diebs- und feuersicheren Arnhem, dessen Fächer mit klingenden Napoleonsd'or angefüllt sind, nach dem Goldregen der Pilgerei, steckte dreimal die Hand hinein und gab jedem Leibmedicus soviel als die Faust fassen konnte.

„Zählt!“ rief die alte Heiligkeit; „ich will keinen stiefväterlich behandelt haben.“

Die Herren zählten und der glücklichste hatte 150 Stück der schönen funkelnden Münze. Da griff der Papst lächelnd in seinen Schrank und zählte den beiden andern die fehlenden Goldvögelchen zu.

Das Geschichtchen ist verbürgt; nur über die

Summe schwanken die Lesarten. Ich glaube selbst, dass es nicht wohl möglich ist, dass eine Hand 150 Napoleons fasst — und wäre es auch die Hand eines unfehlbaren Papstes.

Zum Schlusse dieses langen Capitels noch eine Pio-Anekdote.

Der Papst, als er wieder leidlich zu Fuss sich fühlte — die Gehwerkzeuge sind bekanntlich sehr geschwächt — unternahm einen Besuch des in diesen Blättern geschilderten Glaubens-Museums. In seiner Begleitung befanden sich ausser einigen hohen Würdenträgern mehrere distinguirte Damen, unter andern die im Vatican so gern gesehene Fürstin von Thurn und Taxis.

Sich an die Letztere wendend, wies der Papst auf die Mannigfaltigkeit der Geschenke hin, unter welchen sich alles Mögliche befinde, von der Zündholzbüchse, der Caffemühle und dem Käsmesser bis hinauf zu den sublimsten Gegenständen des Cultus und der Kunst. Dann fuhr er wörtlich fort, immer an die Fürstin, die geliebte Schwester in Christo, sich wendend:

„Und doch hat von all' den unzähligen Gläubigen, die sich so freigebig erzeigt haben und denen ich so sehr dankbar bin, kein Einziger daran

gedacht, mir das zu schenken, was mir von allen Dingen das angenehmste gewesen wäre.“

— Natürlich ruft die Fürstin sofort aus:
„Heiligkeit, dürfte ich es wagen zu fragen
dürfte ich vielleicht gar hoffen, dass es noch nicht
zu spät“

„O, Principessa, ich glaube, dass selbst Sie“ . . .

— „Aber, Heiliger Vater, wenn ich sicher
wäre, keine Indiscretion zu begehen“

„Ich will es Ihnen gern sagen, Principessa,
aber geben Sie Acht, es wird Ihnen nicht ge-
lingen. Am angenehmsten wäre mir“

Alle nähern sich respectvollst und lauschen;
die Fürstin ist ganz Ohr.

Nach einer Kunstpause, geschickt berechnet,
schliesst der Papst: „Am angenehmsten wäre
mir — ein Paar neue Beine“.

Wieviel Witz bei soviel Unfehlbarkeit, wie-
viel Humor bei so grausamer Gefangenschaft!

Die katholische Weltliga.

(Anhang.)

Der Grundplan ist im Wesentlichen folgender:

1. Das Centrum der Liga ist Rom.
2. Ihr General-Präsidium ist im Vatican; für das General-Sekretariat ist demselben ein besonderes Personal beigegeben.
3. Die im Auslande thätigen internationalen Central-Comités werden bei dem General-Präsidium durch je einen oder mehrere Repräsentanten vertreten sein, deren Aufgabe es sein wird, die Weisungen und Beschlüsse des Präsidiums den localen Central-Comités zu übermitteln.
4. Ein bei'm Präsidium zu errichtendes General-Depôt wird die Ausgaben der Liga decken.

5. Das Präsidial-Bureau wird sieben verschiedene Directionen umfassen, deren jede einen Sectionschef und Sekretär haben wird. Die sieben Directionen werden mit dem Präsidial-Bureau über alles das zu verhandeln haben, was ihre specielle Competenz angeht.

Die Competenzen sind vertheilt wie folgt:

Division a: Union der katholischen Juristen.

„ b: Katholische Arbeiter-Vereine.

„ c: Central-Comité.

„ d: Katholische Regionen.

„ e: Leitung der Diöcesen.

„ f: General-Depôt.

„ g: Akademisches Comité, d. i. Union der Gelehrten, der gesammten wissenschaftlichen Kräfte der katholischen Welt.

Der Zweck der Liga ist in folgenden Punkten ausgesprochen:

1. Die Vertheidigung von Recht und Freiheit im Angesichte der gegen Papst und Kirche erlassenen Staatsgesetze. Wiederherstellung der weltlichen Gewalt, deren der Papst durch die Revolution beraubt worden ist; Wiederherstellung der Rechte des heiligen Stuhles und

der Christenheit im Angesichte des göttlichen und öffentlichen Rechts.

2. Beständiger Kampf gegen die moderne Freiheit, deren Gefahren ohne Unterlass darzustellen und zu beweisen sein werden.

3. Rastloser Kampf gegen den heutigen Individualismus, d. h. gegen die Idee, als könnte der Einzelne in religiöser, ökonomischer und politischer Beziehung allein dastehen, ohne Hilfe und Unterstützung von Seinesgleichen.

4. Kampf gegen die trügerische Idee vom Recht des Staates und gegen die falsche materialistische Richtung der Zeit.

5. Kampf gegen den politischen Fanatismus.

6. Kampf gegen die Stellung und den Einfluss der Presse.

7. Rastlose Vertheidigung des Satzes: Rom, das Herz und der Mittelpunkt des übernatürlichen Lebens, ist die ewige Stadt.

8. Beständige Darstellung des traurigen Zustandes der Dinge seit dem 20. September 1870.

9. Vereinigung aller Kräfte der Intelligenz, des Geldes und der bürgerlichen Gesellschaft im Interesse der heiligen Sache.

10. Organisirung der katholischen Presse. In jedem grösserem Centrum wird sich ein Generalcorrespondent befinden; dieser wird die Weisungen aus Rom empfangen und sie den Blättern seines Bezirkes übermitteln.

11. Errichtung von Gewerbeschulen für das Volk — von katholischen Bibliotheken, bibliographischen Gesellschaften und fliegenden Buchhandlungen.

12. Gründung gemischter Cirkel aus Adeligen und Bürgerlichen, dirigirender Cirkel, bestehend aus einflussreichen, thatkräftigen Personen.

13. Unterstützung der Arbeiter und Errichtung von Sparkassen für dieselben.

14. Betretung des Rechtswegs gegen verleumderische Angriffe der Presse.

15. Dass die katholische Weltliga alle bereits bestehenden katholischen Associationen in ihrem Schoosse aufnehme, ist ausdrücklicher Wunsch des heil. Vaters. Es soll diesen Associationen auch in Zukunft bei Ausübung ihrer frommen Werke volle Freiheit gelassen werden, jedoch haben sie vom Mittelpunkte alles katholischen Lebens aus die Weisung hinzunehmen, welche Art Aufgaben im gegebenen Moment vor

allen Dingen mit vereinten Kräften angestrebt werden sollen.

16. Adel und Clerus sollen im Kampfe für die Freiheit und Weltherrschaft der Kirche zusammenstehen; der Clerus soll sich mit den Bischöfen einigen, die Bischöfe mit dem Papste: Alle für Einen, Einer für Alle.

17. Der gesammte Umkreis der katholischen Weltliga soll beständig durch leitende Missionspriester bereist werden. Die Kosten für diese Missionäre sollen durch Geldspenden aufgebracht werden und sollen sich zu diesem Zwecke zwischen den einzelnen Städten, Gemeinden und Innungen solidarische Vereine bilden.

18. In allen grossen Centren sollen Telegraphen-Bureaux eingerichtet werden; dieselben werden direct mit dem Vatican verkehren.

* * *

So denkt man sich die Organisation, welche die ganze Erde umspannen und schon im Frieden den gesammten geistlichen und materiellen Kraftbestand der katholischen Welt für den Augenblick vorbereiten soll, wo die Mobilmachung zum

Kreuzzuge in St. Peter als Parole ausgegeben werden wird.

Die „Neue Züricher Zeitung,“ welche am 27. Juli 1877 zuerst diesen Plan zur katholischen Weltliga dem deutschen Publikum mittheilte, versichert, dass derselbe in jüngster Zeit dem Papste zur Prüfung und Genehmigung vorgelegen habe, und dass ihm Pio Nono Artikel für Artikel die Approbation ertheilte, so dass das Centralcomité bereits zur Ausarbeitung der Detailpläne schreiten konnte.

Dem gegenüber versichert die italienische Presse, dass dieser Organisations-Entwurf von dem ultramontanen Actions-Comité in Belgien herühre und dass bis zur Stunde der Vatican aus Erwägungen rein politischer Natur seine Annahme verweigere. Dass Rom wirklich auf diesen Plan losgeht, steht fest, nur erachtet es den günstigen Zeitpunkt für noch nicht gekommen und begnügt sich vorderhand, aus der in diesen Blättern bereits skizzirten „*Croisade catholique*“ jene Vortheile zu ziehen, welche im gegebenen Augenblick die Etablirung der „katholischen Weltliga“ ermöglichen.

Schlusswort.

Ich sende diese Blätter mit dem Bewusstsein in die Heimath, durch ihre Veröffentlichung einer menschlichen und bürgerlichen Pflicht genügt zu haben. Man wird mir von gewisser Seite den Vorwurf des Radicalismus anheften. Immerhin! In Sachen der leiblichen wie geistigen Gesundheit, der reinen Luft wie der reinen Wahrheit, des freien Lichts wie der freien Denkart gilt für den ehrlichen Menschen keine Moderation, keine Halbheit.

Wer frei und gesund sich entwickeln will — das Individuum wie das Volk — muss den Dingen an die Wurzel zu kommen trachten.

Das verschleiernde Wort leistet der Täuschung Vorschub. Darum halte ich's mit der unzweideutigsten Offenheit. Keine Rücksicht ist die beste

Vorsicht. Vielfältig mag ich mich in der Auffassung der politischen und geistigen Bewegung geirrt haben. Aber ich wünsche nicht von der parteigeistlichen Schreiberei mit Worten, sondern von den Thatsachen der historischen Entwicklung widerlegt zu werden. Nur vor ihnen beuge ich mich in Demuth und lausche geduldig der Unterweisung im Besseren. Möchten doch die Ereignisse der nächsten Zeit die gesammte clericale Schilderhebung und was d'rum und d'ran hängt als einen Irrthum blos des Schriftstellers vernichten!

Sorrent, Villa Rubinacci,
im August 1877.

Dr. M. G. Conrad.

Von demselben Verfasser sind seither folgende
Schriften erschienen:

Erziehung des Volkes zur Freiheit. Leipzig 1871.
Zur Volksbildungsfrage im Deutschen Reich.
Nürnberg 1871.

Pestalozzi. Eine Festrede. Leipzig 1873.

Vom Reissbrett. Ansprachen und Skizzen.
Zürich 1874.

Humanitas. Kritische Betrachtungen über Christen-
thum, Wunder und Kernlied. Zürich 1875.

Die Loge im Culturkampf. Zürich 1876.

Mehr Licht! Kritische Betrachtungen über die
Freimaurerei. Zürich 1877.

Spanisches und Römisches. Kritische Plaudereien
über Don Emilio Castelar, Pio Nono, den
vaticanischen Gott, und andere curiose Zeit-
genossen. Breslau 1877.

Die religiöse Krisis. Breslau 1877.

Probenummern auf Wunsch gratis und franco.

Täglich
drei
Ausgaben.

Einladung
zum

Früh,
Mittag,
Abend.

Abonnement

auf die

„Schlesische Presse“

Grosse politische Zeitung.

Insertions-Organ für die Provinzen Schlesien und Posen.

Chefredacteur: Dr. Alexander Meyer.

Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Abonnementspreis bei allen Postanstalten im Deutschen Reich und in Oesterreich-Ungarn:

pro Quartal nur M. 5. 75 Pf.,

für die zwei letzten Monate im Quartal M. 3. 84 Pf.,

für den letzten Monat im Quartal M. 1. 92 Pf.

Die „Schlesische Presse“ nimmt unter den grossen politischen Zeitungen Deutschlands eine hervorragende Stellung ein und genügt durch Zuverlässigkeit, Gediegenheit und Reichhaltigkeit ihres politischen, commerciellen und feuilletonistischen Inhalts gewiss auch den weitestgehenden Ansprüchen.

Probenummern auf Wunsch gratis und franco.

Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Bilder aus der Zukunft.

Zwei Erzählungen
aus dem **24. und 39. Jahrhundert**

von

Kurd Lasswitz.

Band I. **Bis zum Nullpunkt des Seins.**

Band II. **Gegen das Weltgesetz.**

8^o. Elegant broschirt. Preis zusammen M. 5.—

In eigens dazu angefertigtem originellem Einbände
mit Gold- und Schwarzdruck. Preis M. 6.50.

Beide Erzählungen führen dem Leser in anmuthig-novellistischer Form eine Reihe von Zukunftsbildern vor Augen, die ebenso geist- und phantasievoll in der Conception, als kühn und genial in der Ausführung sind. Nichts weniger, als die Ausgeburt einer krankhaft überreizten Phantasie basiren diese Schilderungen vielmehr auf den ernstesten und gewissenhaftesten Studien, die der Verfasser auf dem Gebiete der Culturgeschichte und der Naturphilosophie gemacht hat und sind von Anfang bis Ende so geistvoll und witzig geschrieben, dass sie sicher die Aufmerksamkeit und das Interesse aller Gebildeten erregen werden. Die Bilder aus der Zukunft werden zweifelsohne ihren Weg über den ganzen Erdball machen, da sie sowohl eine unterhaltende und fesselnde Lectüre für die Dame im Boudoir, als auch für den Gelehrten eine Quelle der anregendsten Gedanken sein werden.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des
In- und Auslandes.

Druck von Oscar Raabe vorm. C. H. Storch & Co. Breslau, Ring 50.

Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Spanisches und Römisches.

Kritische Plaudereien

über

Don Emilio Castelar, Pio Nono, den vaticanischen Gott
und andere curiose Zeitgenossen

von

M. G. Conrad.

8. Elegant broschirt. Preis M. 5.—

Der Verfasser hat lange Zeit im schönen europäischen Süden gelebt; er hat aber empfunden, dass die südlichen Länder trotz ihrer Schönheit manches beherbergen, was nicht schön und lobenswerth ist. Conrad geisselt nun das, was sein Missfallen erregt hat, in pikanter und herber Weise. — Eine zahme, leicht verdauliche Lectüre bieten diese kritischen Plaudereien eben nicht. Ihr Verfasser ist eine urkräftige Constitution und führt scharfe Waffen; er muthet seinen Lesern Einiges zu. Den Ultramontanen und Verehrern des „Gefangenen im Vatican“ geht er schonungslos zu Leibe und nicht zarter springt er mit dem spanischen Gelehrten und Politiker Emilio Castelar um, dessen Schönrednerthum er mit Dornen geisselt. Dr. Conrad gebietet über ein reiches Wissen; er vertritt seine Ueberzeugungen mit Energie und weiss sich des Humors und der Satyre in vollem Maasse zu bedienen. — Den beiden Hauptabschnitten des Buches ist unter dem Titel „el Dios del Vaticano“ noch ein Anhang beigelegt, der aus dem Spanischen übertragen ist und über die Person des Papstes Pio Nono wie seinen Umgebungen, für den Culturhistoriker, wie für den Psychologen gleich interessante Detail-Mittheilungen giebt.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des
In- und Auslandes.

Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Die religiöse Krisis.

Ein atheistischer Versuch.

Aus dem Italienischen übersetzt, eingeleitet und glossirt

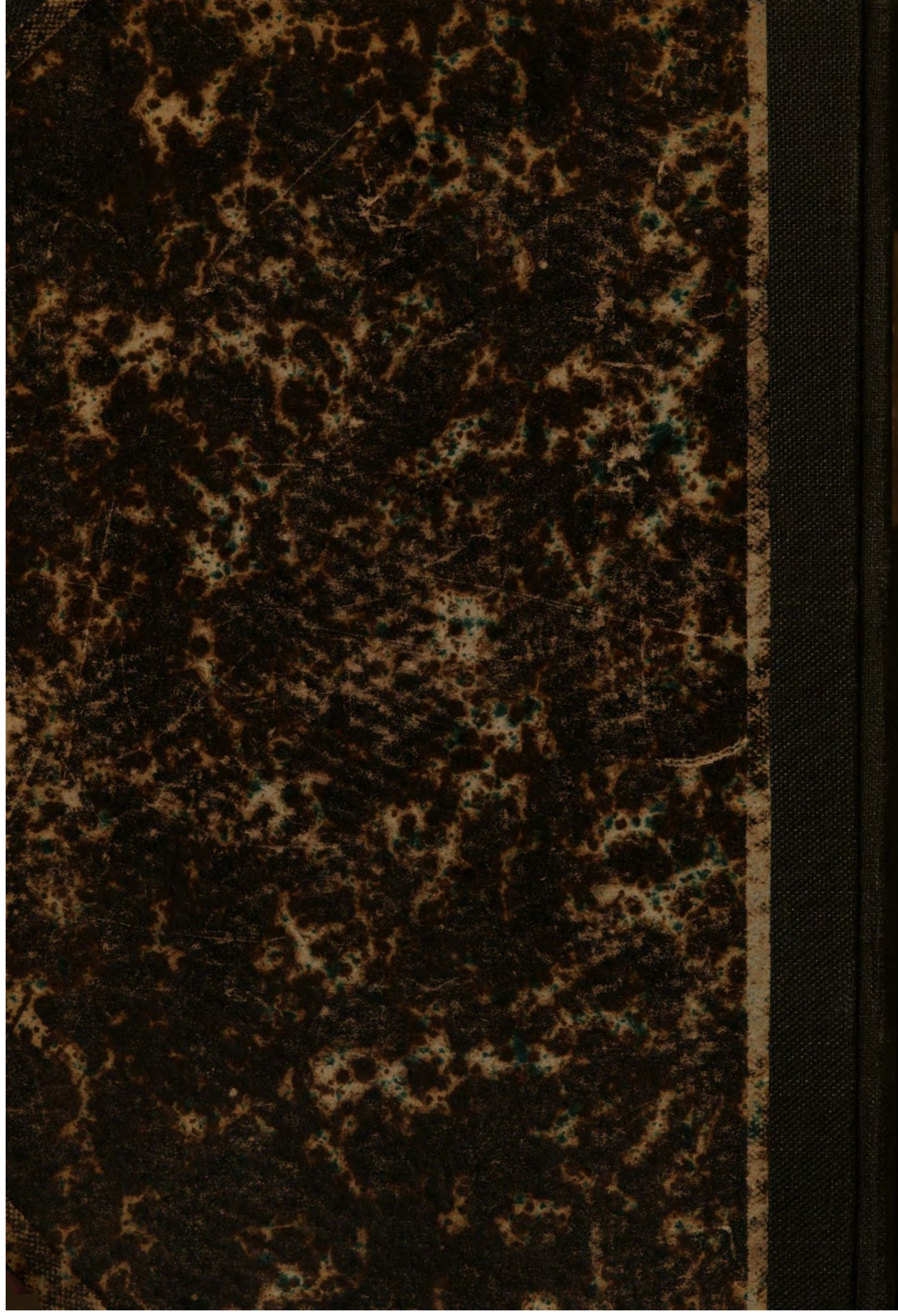
von

M. G. Conrad.

8. Elegant broschirt. Preis M. 4.—

Der Inhalt dieses Werkes ist so zeitgemäss und von so allgemeiner epochemachender Bedeutung, dass es von jedem Denkenden nicht bloß flüchtig durchblättert, sondern eingehend studirt zu werden verdient. Anknüpfend an die religiöse Bewegung im modernen Italien, die in einer längeren Einleitung kritisch beleuchtet wird, geht Verfasser im zweiten Theile seines Buches auf „die religiöse Krisis“ im Allgemeinen über und schildert unter Zugrundelegung der geistvollen Schriften eines hochbegabten Italieners, Gaetano Negri, die innere Auflösung und allmälige Zersetzung des Christenthums, einen Prozess, dessen Symptome immer deutlicher und unverkennbarer zu Tage treten. Wie in seinen übrigen Schriften, die zum Theil im gleichen Verlage erschienen sind, documentirt sich auch in diesem Buche des genialen Verfassers ein seltener Zeitverstand und ein überaus scharfer kritischer Geist, der kühn an Alles herantritt, mit dem Messer unerbittlicher Logik sein Object zergliedert und aus den gegebenen Prämissen furchtlos die letzten Consequenzen zieht.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des
In- und Auslandes.



Conrad, Michael Georg,

Die clericale Schilderhebung Aus italienisch-deutschen Gesichtspunkten
betrachtet

Breslau 1878

Polem. 601 o

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11378633-5